

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 36.

Sonnabend, den 6. September 1890.

IV. Jahrgang.

Wer bezahlt die Zölle? — Debatte über die „Gefahren des Marxismus“. — Schlusswort zur Debatte. — Die Konsumvereine. — Revolutionirende Zahlen.

Gedicht. — Novelle. — Aus meinem „Bauernspiegel“. — Das platte Land und die Sozialdemokratie. — Friedrich Viehsche. — Freie Volksbühne.

Zur Beachtung!

Trotz wiederholter Bitte, **Geldsendungen** und **Bestellungen** nur an

P. Maurer, Elisabeth-Ufer 55

zu adressiren, werden die meisten Sendungen noch an die alte Firma gerichtet.

Wir bitten nochmals, doch immer ja die neue Adresse zu benutzen. Uns sowohl wie unseren Speditoren erspart die richtige Adressirung viel Zeit und Mühe.

Die Expedition.

Wer bezahlt die Zölle?

P. E. Eine der heikelsten Fragen der Nationalökonomie ist jedenfalls die: wer muß im letzten Grunde die Zölle bezahlen, der Konsument oder der Produzent, der Arbeiter oder der Unternehmer, das In- oder das Ausland? Und bei der Schwierigkeit der Frage kann es denn auch nicht Wunder nehmen, wenn die Sophisten und Sophantzen jeder Interessengemeinde ihren Gläubigen bald dieses, bald jenes aufbinden, was ihnen gerade in den Kram paßt.

Die Zölle haben den Zweck, einer Bevölkerungskategorie auf Kosten einiger oder mehrerer anderer einen Vortheil zu verschaffen, indem sie durch die erschwerte Konkurrenz des Auslandes ihre Waaren theurer verkaufen kann, als früher.

Denken wir uns irgend eine bestimmte Waare, welche im In- und im Auslande gleich produziert wird; aber, da im Auslande günstigere Bedingungen für den Unternehmer herrschen — billigerer Arbeitslohn, besseres Rohmaterial, bessere Techniker —, kann das Ausland die Waare billiger liefern, als der inländische Unternehmer. Repräsentirt nun ein bestimmtes Maß der inländischen Waare den Werth a, der ausländischen, die Transportkosten miteingerechnet, den Werth b, so liefert in diesem Falle offenbar der ausländische Produzent dem inländischen Konsumenten die Waare um die Differenz a — b billiger, wie der inländische Produzent.

Es werde nun ein Zoll auf die importirte Waare gelegt, der — nehmen wir an — die Hälfte der Preisdifferenz, also $\frac{a-b}{2}$ betrage. Das bedeutet, daß für

den inländischen Konsumenten die Waare um $\frac{a-b}{2}$

vertheuert ist. Immerhin ist sie noch billiger, wie die inländische; aber die Differenz beträgt doch nur noch die Hälfte der früheren; und das Motiv, von dem Auslande zu kaufen, wird sehr viel schwächer geworden sein. Wird der Zoll auf a — b erhöht, so stehen sich die Chancen beider Konkurrenten gleich; wird er noch weiter erhöht,

etwa auf $\frac{3(a-b)}{2}$, so kann nunmehr das inländische

Produkt um $\frac{a-b}{2}$ billiger, als das ausländische verkauft werden.

Im ersten Fall wird zunächst der Konsument den Zoll bezahlen; das was er für seine ausländische Waare mehr geben muß, ist der Theil, welchen der Staat als Zoll einstreicht. Nach einiger Zeit aber werden sich andere Wirkungen fühlbar machen. Er steht jetzt dem inländischen Produkt sympathischer gegenüber und wird eher geneigt sein, dem inländischen Produzenten abzukaufen; das wird unterstützt durch die große Agitation, die der inländische Produzent jetzt für seine Waare entfaltet. Der Ausländer wird fürchten, seinen Markt zu verlieren und deshalb etwas mit seinem Preis heruntergehen, so daß man bei oberflächlicher Betrachtung behaupten kann: das Ausland bezahlt die Zölle; schließlich aber werden einige Konsumenten ihren Bedarf an diesem Artikel einschränken, da sie nur eine bestimmte Summe für ihn aufwenden können, die sie nicht überschreiten dürfen.

Niel stärker treten die Erscheinungen auf im zweiten und dritten Fall. Die inländische Produktion wird lebhafter, der Konsum wird eingeschränkt, und der auswärtige Produzent beschneidet seine Profite, um konkurrenzfähig zu bleiben. Dazu kommt aber ein neues. Durch die Konkurrenz mit dem Ausland war das Inland sicher gezwungen gewesen, den möglichst niedrigsten Preis für seine Waare zu machen, arbeitete der inländische Produzent mit sehr geringem Profit. Jetzt sieht er keinen Grund, weshalb er nicht den Preis schrauben soll, er verkauft seine Waare um so viel theurer, als er es bei der Konkurrenz kann. Das schränkt den Konsum von Neuem ein. Das ruft ferner eine Menge Schwindelgründungen und Spekulationen von Leuten, die schnell reich werden wollen, hervor. Und da es meistens das kleine Kapital ist, das in seiner Naivität bei solchen Dingen hineinzufallen pflegt, so wird dadurch die Kapitalkonzentration beschleunigt. Auch im Ausland spielt sich eine schnellere Konzentration des Kapitals ab. Einen neuen Markt zu suchen, ist schon schwer oder unmöglich; der alte muß um jeden Preis erhalten werden; und um trotz des Zolles konkurrenz zu können, muß man ein Stück Profit fahren lassen. Das hält natürlich nur das größere Kapital aus; das kleine verträgt solche Verluste nicht; und so zieht es sich entweder — in den seltensten Fällen — freiwillig von diesen Geschäften zurück und sucht ein anderes auf, oder es macht, namentlich wo die fixen Kapitalien eine große Rolle spielen, pleite.

Wie sich das alles im Besonderen gestaltet, richtet sich natürlich nach den besonderen Arten von Waaren, welche versteuert werden. Zunächst sind zu unterscheiden Produktionsmittel und Konsumtionsmittel; und bei den letzteren muß man wieder auseinanderhalten: unentbehrliche Unterhaltsmittel, welche zuletzt den Werth der Arbeitskraft bestimmen, und entbehrlichere Gegenstände.

Bei Produktionsmitteln ist der nächste Konsument der Unternehmer, welcher sie verwendet; allein er konsumirt produktiv, und verkauft sein Produkt dann an den eigentlichen Konsumenten.

Wenn er seine Produktionsmittel theurer bezahlen muß, so muß er auch seine Waare theurer verkaufen, was dann eine verminderte Konsumtion zur Folge hat. Dies und die Verhältnisse der Uebergangszeit zum neuen Preis wirken vernichtend auf das Kleinkapital; der Natur der Sache nach hält sich der Preis eine Zeit lang noch auf seinem früheren Niveau, vor dem Zoll; theils in Folge vorhandener Vorräthe, theils wegen der begreiflichen Scheu der einzelnen Unternehmer, mit dem Preisaufschlag zu beginnen. Vorräthe kann aber nur der Großkapitalist halten, und wenn der kleine Unternehmer eine Zeit lang ohne Profit oder gar mit Verlust arbeiten soll, so geht er zu Grunde.

Niel schlimmere Folgen haben die Zölle auf die unentbehrlichen Unterhaltsmittel.

Der Konsument muß sich einschränken, er kann mit demselben Geld weniger Unterhaltsmittel kaufen, wie früher. Der Konsument das ist aber der Arbeiter; wegen der überwältigenden Ueberzahl der Arbeiterklasse über die

andern Klassen kommt sie fast allein in Betracht bei der Konsumtion der nothwendigen Unterhaltsmittel. Der Arbeiter ist es also, der seinen Verbrauch vermindern muß, er ist es, für den jeder Zoll auf Lebensmittel eine Herabminderung der Lebenshaltung bedeutet.

Freilich bleibt die Last nicht so ganz auf ihm allein hängen; er setzt dem Versuch, seine Lebenshaltung herabzuschrauben, energischen Widerstand entgegen und unternimmt es, durch Streiks das Verlorene wieder einzubringen, indem er einen höheren Lohn erkämpft. Theilweise gelingt das denn auch, und in manchen Fällen kann er dann wirklich wenigstens einen Theil der Zollkosten auf Unternehmerklassen abwälzen; aber dieselben Gründe, welche überhaupt seine gedrückte Lage bestimmen, verhindern auch, daß er das völlig durchführen kann. Jedenfalls bedeutet die Einführung neuer Lebensmittelzölle für ihn stets eine Verschlechterung seiner Lebenslage.

Soweit durch Erhöhung höherer, dem durch die neuen Zölle vertheuerten Lebensunterhalt entsprechender Löhne der Zoll auf den Unternehmer gewälzt wird, entsteht das Streben unter den Kapitalisten, ihr Produkt wiederum zu vertheuern. Werden aber die Produkte der Unternehmer vertheuert, so wird wieder der Konsum eingeschränkt, das heißt, diejenigen Arbeiter, welche jene Waaren konsumirten, können jetzt weniger von ihnen kaufen. Schließlich ist es eben immer der Arbeiter, der die Suppe auslöffeln muß, und nebenher bildet das Zammern des bankrott werdenden Kleinkapitals die Begleitmusik.

Wenn nun so die Lebenshaltung der Arbeiter niedriger geschraubt wird, so bildet das einen mächtigen Vortheil für die „Industrie“, nämlich für die Unternehmer, besonders die großen. Sobald aus irgend welchen Gründen die Schutzzollpolitik verlassen wird, und damit der Lebensunterhalt des Arbeiters sich wieder verbilligt, geht es etwa durchaus nicht dem Arbeiter besser, denn in der Zwischenzeit hat er sich eine niedrigere Lebenshaltung angewöhnt, und der lebenswürdige Kapitalist, besorgt, daß seine Leute nicht Schlemmer und Säufer werden, drückt sie nunmehr so im Lohn, daß ihr neuer Nominallohn bald dem Reallohn der Zollzeit entspricht; sie bekommen weniger Lohn, und können also jetzt, wo die Lebensmittel wieder billiger sind, nicht mehr kaufen, wie damals, als sie theurer waren. Der Betrag, den früher der Staat als Zoll einstrich, fließt jetzt als Profit in die Tasche der Kapitalisten. Der erhöhte Profit hat dann wieder die bekannte Folge, daß sich andere Kapitalien zudrängen, daß es eine Reihe Krachs giebt, die wieder konkurrenzierend auf das Kapital wirken, und so fort. Außerdem machen die niedrigen Arbeitslöhne den Unternehmer auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig; er vernichtet ausländische Kleinkapitale, und so fällt denn auch hier wieder die Last wie immer auf ihre Fäße.

Den direkten Vortheil von Lebensmittelzöllen haben die inländischen Lebensmittelproduzenten; sie können ihre Produkte theurer verkaufen. Das hat verschiedene Folgen nach den verschiedenen Verhältnissen in den Ländern. Bei uns wird dadurch die politische Reaktion gestärkt und die Entwidlung des Ackerbaues in einigen Gegenden gefördert, in anderen gehemmt. Im allgemeinen sind es immer nur die großen Grundbesitzer, welche die Vortheile der Zölle genießen, da die kleinen einen viel zu großen Prozentsatz ihrer Produktion gar nicht verkaufen, sondern für eigenen Bedarf verwenden, und da sie außerdem bei den kleinen Portionen, die sie verkaufen, allzu sehr auf den Zwischenhändler angewiesen sind, der ihnen den Hauptprofit wegknappet.

Bei weitem nicht so einschneidend sind naturgemäß Zölle auf solche Waaren, die nicht so nothwendig gebraucht werden; sie legen nur einem kleineren Kreis von Konsumenten Einschränkungen auf und ziehen darum den gesammten Produktionsprozeß nicht so in Mitleidenschaft. Es tritt hier nur die gewöhnliche Folge ein: außer den Entbehrungen der Konsumenten der geringere Profit der ausländischen Produzenten und damit zusammenhängend

beschleunigte Kapitalkonzentration im Ausland, und höhere Profite der inländischen Produzenten nebst dazu gehörigem Gründungsgewinn.

Zudem ist das durchgehend bei allen Böllen: die Begehr muß fast immer der Arbeiter bezahlen, das Kleinkapital wird meist stark geschädigt, und den Profit bei der Sache haben allein die Großkapitalisten.

Indessen, bei der eigenthümlichen Verknüpfung aller sozialen Verhältnisse, wird jeder augenblickliche Fortschritt des Kapitalismus ein Hebel seines beschleunigten Unter-ganges. Indem die Lebenshaltung des Arbeiters, der Konsum des Konsumenten, gedrückt wird, wird der Markt kleiner, auf dem die Unternehmer verkaufen können. Die Bölle stacheln aber zu vermehrter Produktion an: die inländischen Produzenten, weil sie mehr Profit machen, die ausländischen, weil sie weniger Profit machen und die kleinere Rate durch größere Masse gut machen müssen. Der verminderten Konsumtion steht eine vermehrte Produktion gegenüber. Das bedeutet Geschäftskrisen und Unternehmerkoalitionen, beides nur Mittel zur Beschleunigung der Kapitalkonzentration und neue Nägel zum Sarg des Kapitalismus. Und so muß zuletzt jede Noth, die der Arbeiter gegenwärtig erduldet, dazu dienen, seine glücklichere Zukunft desto schneller herbeizuführen, und so muß er alles von der Zukunft hoffen, da er von der Gegenwart auf keinen Fall etwas Bestimmtes erwarten kann.

Debatte über die „Gefahren des Marxismus“.

(Fortsetzung.)

P. E. hebt Eingang die Lichtseite der Marx'schen materialistischen Geschichtsauffassung hervor mit ihrem Geholge von Kaltblütigkeit und Klarheit im Handeln, mit ihrer klaren Einsicht in die Ursache und Wirkung unserer Bewegung.

Allein er sucht gleich die Lichtseite dieser Geschichtsauffassung durch pessimistisches Herausbeschwören von riesigen Schatten zu verdunkeln.

Er sagt wörtlich:

„Allein das Alles birgt auch seine schweren Gefahren in sich; diese Betrachtungsweise, falsch aufgefaßt, kann leicht zu Indifferentismus und Gleichgültigkeit führen und die revolutionäre Energie schwächen, welche ja so häufig durch die Illusion unterstützt wurde.“

Er bezeichnet es also Eingang seines Artikels als das höchste Verdienst des wissenschaftlichen Materialismus, klare Einsicht in das Wesen der revolutionären Bewegung des modernen Proletariats erzeugt zu haben, und beklagt gleich nachher das Verschwinden der Illusion, der Täuschung.

Wo klare Einsicht sich Bahn bricht, muß die Illusion verschwinden. Illusionen giebt es auch unter den Arbeitern noch genug, aber nicht zum Glück, denn das Leben vernichtet die Träume, und kommt nachher die Enttäuschung, so ist Gefahr vorhanden, daß die Ernüchterten auch das Nichtillusoriale, die Besserung der Verhältnisse auf Grund der umwälzenden sozialistischen Idee, in Zweifel ziehen.

Herr P. E. vermißt ein bestimmtes klar erkennbares Ziel in der ganzen proletarischen Bewegung.

Man ärgert offenbar die untergeordnete Rolle, welche das Individuum in der materialistischen Geschichtsauffassung spielt, und er befürchtet, die Einsicht in die eigene Machtlosigkeit, könne die Menschen zur Trägheit führen. Derartige Gemüthliche, welche zwar mit platonischer Liebe an der Bewegung hängen, aber jedes persönliche Eingreifen ihrerseits mit dieser oder ähnlicher Motivierung ablehnen, wird es immer geben. Bis jetzt ist aber noch kein Anlaß zur Befürchtung, daß solche vereinzelte Erscheinungen zur allgemeinen Manie ausarten könnten.

Die proletarische Bewegung wächst genau entsprechend der kapitalistischen Entwicklung und wird auch genau der Kampfweise der Gegner entsprechend ihre Taktik und ihre Waffen wählen. Das Beispiel von dem naiven Revolutionär, dem sozialistischen Utopisten, ist vollständig verfehlt. Das Zeitalter, in welchem derselbe seine Berechtigung hatte, ist längst vorüber, derselbe kann bloß dann Existenzberechtigung haben, wenn noch nichts Festes sich gebildet hat, wenn innerhalb der Gesellschaftsordnung sich die ersten Keime der Verwesung zeigen und wohlwollende fortgeschrittene Idealisten anfangen zu experimentieren. Heute wo man auf einer festgebildeten wissenschaftlichen Grundlage weiterbaut, wurde ein solcher Utopist mit seiner fertigen Gesellschaftsordnung bei aufklärten Arbeitern schon dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen. Höchstens könnte er bei denen Glauben finden, welche von den wirklichen Verhältnissen keine Ahnung haben. Seine, wenn auch noch so rasche und wohlwollende Thätigkeit würde aber schon deshalb eine vergebliche sein, weil sein Ideal, ganz und gar auf falschen Vorstellungen basierend, nie realisierbar wäre und seine Gläubigen täuschte. Welchen Zweck sollte denn nun sein Handeln haben? Daß dem Marxisten die Illusion vollständig fehlt, ist ein Vorzug, der nicht hoch genug zu schätzen ist.

Seine Erkenntniß wird ihn antreiben, da den Hebel anzufassen, wo wirklich die Möglichkeit vorhanden ist, etwas Ruhbringendes zu verrichten und dies ist das Gebiet der wahren Aufklärung durch Schrift und Wort, sowie die Organisation der durch eine umfassende Agitation aufklärten Massen. Diese Arbeit ist eine so große und schwierige und dabei so revolutionäre, daß sie wohl des Schweiges der Edlen werth ist.

Welchen Werth gerade die Gegner, und von denen soll man lernen, diesen eben geschilderten Mitteln, Presse und Organisation, beigelegt, das beweist die 12jährige Aera, deren sterbliche Reste wir in etlichen Wochen zu Grabe tragen.

Daß wir uns häufig mit unseren Forderungen an den heutigen Staat (z. B. Arbeiterschutzgesetz; Abschaffung der Schutzzölle u.) in einem gewissen scheinbaren Gegensatz mit unseren Prinzipien befinden, erklärt sich daher, daß solche Forderungen nicht gestellt werden als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck, um die Schärpen des Klassenkampfes zu mildern und die Massen aktionsfähig zu erhalten; einen andern Zweck können solche Mittel nicht haben, weil sie sonst un-nöthigerweise bei ihrer Verwirklichung das Tempo der Umwälzung der heutigen Gesellschaftsform verlangsamten.

Es ist nicht zu leugnen, daß mancher Heißsporn in unserer Bewegung sich nach andern Thaten sehnt, dem das Alles, die „Entwicklung“ u., nicht schnell genug geht, aber er wird sich schon gedulden müssen, bis die Massen ihm nachfolgen können. Der Verstand soll der Regulator des Gefühls sein und mit „begeisterten Phantasien“ lassen sich meines Erachtens nur dann wirklich große nützliche Thaten ausführen, wenn sie von ruhigen, kalten Verstandsmenschen reguliert werden.

Je näher wir aber unserem Ziele kommen, in desto deutlicheren Umrissen tritt dasselbe hervor, um sich schließlich so zu gestalten, wie es der Zeit und den Bedürfnissen der Menschen entspricht.

Wir wollen kein metaphysisches Ideal, keinen über-sinnlichen Traum, sondern rauhe Wirklichkeit. Dies wird uns am Besten vor Täuschung bewahren.

Es ist in dem Artikel „Gefahren des Marxismus“ gesagt: Marx' Materialismus hat uns einen Einblick in den Mechanismus unserer Bewegung gestattet, hat uns Ursachen und Wirkungen in dem Wirtschaftsgetriebe klar gelegt, ihm verdanken wir es, daß wir die erste Partei in der Geschichte sind, welche ihre Aufgabe mit dem vollkommenen Bewußtsein ihrer Aufgabe erfüllt u. s. w. Allein das Alles birgt auch seine schweren Gefahren in sich. Diese Betrachtungsweise u. s. w. kann leicht zu Indifferentismus und Gleichgültigkeit führen und die revolutionäre Energie schwächen. In diesen beiden Sätzen liegt ein Widerspruch, der nicht übersehen werden kann. Wenn wir als die erste zielbewußte Partei unsere Aufgabe mit vollkommenem (!) Bewußtsein erfüllen, so wäre nicht mehr die Möglichkeit vorhanden, daß unsere Betrachtungsweise falsch ist. Folglich könnte sie weder zu Indifferentismus und Gleichgültigkeit führen, noch die revolutionäre Energie schwächen.

Weiter sagt der Artikel: Es ist ein vor mir sich abwickelnder Prozeß, welcher durch Faktoren bestimmt wird, die ganz außerhalb meines Machtbereiches liegen. Die Entwicklung der Produktionsweise, nicht die angestrebte Thätigkeit der Menschen ist es, welche die soziale Revolution heraufbeschwört.

Auch diesen Satz muß ich anfechten und zwar durch die Behauptung: Jede Entwicklung, nicht nur die der Produktionsweise ist das Produkt von Thätigkeiten, Anstrengungen, und wenn das Stadium einer Entwicklung, wie beispielsweise die heutige wirtschaftliche und politische, der Menschheit schädlich ist, so müssen alle wirtschaftlichen und politischen Faktoren, über welche die jeweiligen Interessenten verfügen, dazugewirkt. Wie sieht es jetzt damit aus? Man muß es mindestens für eine schädliche Selbstunterschätzung und Unkenntniß erklären, wenn der Verfasser dieses Artikels sagt: Es sei ein Prozeß, welcher ganz außerhalb seines oder überhaupt der Menschen Machtbereiches liege. Schon das Bewußtsein seines eigenen Daseins mit seinem Fühlen, Streben und Schaffen sollte ihm beweisen, daß der Einzelne, also auch er, die Grundlage der Gesellschaft und seiner Verhältnisse bildet und somit den Urfaktor darstellt. Nach ihm wird der Mensch geboren und was er außer der Natur mit ihren Elementen wahrnimmt, das verdankt er seiner Arbeit, seinen Fähigkeiten.

Auch er und mit ihm jeder andere, mag er noch so unbedeutend sein, repräsentirt uns einen Faktor, der, in richtige Thätigkeit tretend, von günstigem Einfluß auf die wirtschaftliche und politische Entwicklung sein kann. Erst dann, wenn er in seinem eigenen Dasein und in dem Thun und Streben seiner Mitlebenden die Urquelle der Verhältnisse erblickt, kann ich ihm Recht geben, wenn er sagt: Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt u. s. w.

Um vorwärts zu kommen, im Einzelnen sowie in der Gesamtheit, dazu gehört vor Allem ein Ziel, ein Ideal, zu dessen Erreichung man seine Kräfte einsetzen kann. Fehlt ein solches Bild und überläßt man sich nur den äußeren Einflüssen, so kann man überhaupt nie etwas erreichen. Man ist ein Spielball des Zufalls, wird immerfort umher geworfen, kann nie vorwärts kommen und wird auch zurückgetrieben werden können. Dies ist es ja eben, was von gegnerischer Seite der sozialdemokratischen Bewegung vorgehalten wird, daß dieselbe kein eigentliches Ziel habe, daß sie nur planlos arbeite und schließlich selber nicht weiß, was sie will. Ja viele Tausende von sozialdemokratischen Befürwortern sind sich noch garnicht recht klar, wohin denn die ganze Bewegung strebt. Schon die verschiedenen Ansichten,

die zur Zeit über den Artikel: „Jedem der volle Ertrag seiner Arbeit“ in der „Berl. Volks-Zeit.“ zum Ausdruck kamen, zeigen uns, wie nothwendig ein bestimmtes Ziel verfolgt werden muß. Ist keine Einheit da, so zerplittern sich die Kräfte und es kann nichts erreicht werden. Wohl wird ein solches Ziel als Utopie bezeichnet werden, aber es ist immerhin etwas annähernd positives und deshalb immer noch besser, als ein Umhertappen in der Dunkelheit. Schwelt erst allen ein sachlich greifbares Ziel vor Augen, so wird auch das Bestreben zur Erreichung desselben mit aller Macht sich geltend machen und von Erfolg gekrönt sein. Und jetzt, nachdem die soziale Bewegung es bald nicht mehr nöthig haben wird im Verborgenen zu wirken und gezwungen ist an die Öffentlichkeit zu treten, muß uns ein solches Ziel gegeben werden. Dasselbe braucht durchaus nicht Phantasie sein, sondern es baut sich auf der Basis der heutigen wirtschaftlichen Lage und Entwicklung zu einem Zukunfts-ganzen, für Alle gleich verständlich und faßbar. Enthält dieses Zukunftsideal nur die Tendenz des Sozialismus: „Freiheit, Nächstenliebe, Menschenrecht“ so ist es als wahrheitsgetreu zu bezeichnen, in welcher Form es auch auftreten mag, und das ganze Bestreben zur Erlangung dieses Zieles ist durchaus nicht zu verwerfen, sondern einträchtig mit aller Kraft zu verfolgen. Ein solches Zukunftsideal entrollt uns Edward Bellamy in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000“. Wie verschieden auch die Meinungen darüber sein mögen, das Eine steht fest, daß nämlich dem Sozialisten hier ein zusammenhängendes Ganze vor Augen geführt wird, das sich mit seinen Ansichten wohl in Einklang bringen läßt. Auch beweist schon die Begeisterung der Leser dieses Büchleins sowie die Anerkennung wahrer Menschenfreunde anderer Parteien, daß dieses geschilderte Ideal der menschlichen Gesellschaft doch einst erreicht werden möchte. Haben wir nun ein derartiges Ziel, so kann auch kräftig danach gestrebt werden. Ohne Ziel kein Vorwärtkommen!

Meiner Meinung nach besteht die Gefahr, auf die Herr P. E. aufmerksam gemacht, durchaus und wird gerade desto größer und bedrohlicher, je mehr man in das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung eindringt, je konsequenter man die Marx'schen Ideen verfolgt, je klarer man das Gewebe der die menschlichen Handlungen bedingenden Beweggründe erkennt. Denn der Marxismus sagt mehr als der Verfasser der ersten der von Ihnen abgedruckten Erwidern meint: nicht nur „der Einzelne vermag nichts“, nicht nur er wird in seinem Wollen und Handeln durch die ökonomischen Verhältnisse bedingt, sondern auch die Klasse, gleichviel welche, kann nichts anderes, als die ökonomische Nothwendigkeit vollziehen. Wenn wir jetzt auf die Geschichte der Feudalklasse zurück-blicken, so versteh wir, an der Hand der materialistischen Geschichtsauffassung, warum sie im großen Ganzen, wie im Einzelnen den Verlauf nehmen mußte, den sie thatsächlich genommen hat, wir verstehen selbst die Handlungen jener Klasse, welche reiner Selbstlosigkeit entsprungen zu sein scheinen (z. B. den Verzicht des französischen Adels auf seine Privilegien im Jahre 1789) und wir erkennen mit geringer Mühe, daß, wo sie sich angeblich von Ideen hat leiten lassen, auch nur wirtschaftliche Motive maßgebend gewesen sind (S. die Kreuzzüge). Ebenso lichtvoll stellt sich uns die Geschichte der bürgerlichen Klassen dar; wir verstehen, wie ihre „Kriege“ und Kartelle, so auch ihre Arbeiterschutzgesetz und sozialen „Reformen.“ Also gerade das lehrt uns die Geschichte, daß die Klassenbewegungen den aus den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen folgenden wirtschaftlichen Gesetzen unterworfen sind.

Ist es nun heute etwa anders? Setzt die Begeisterung für den Sozialismus die Arbeiterklasse in Bewegung oder ihre schärfer und schärfer sich ausprägenden Klasseninteressen? Ich glaube, auch die glühendste Begeisterung würde uns nicht einen Schritt weiter bringen. Wer war mehr im Stande, Begeisterung zu entflammen, als Laffalle? Allein, was zeigt uns die Geschichte der von ihm unter Ausbietung seiner ganzen immensen Kraft in's Leben gerufenen Arbeiterbewegung? Wo er hinkam und für seine Sache eintrat, da jubelte ihm alles zu, da herrschte eitel Muth und Begeisterung; kaum hatte er jedoch den eben für die „Arbeiterbataillone“ gewonnenen Rekruten den Rücken gekehrt und war weiter gewandert im Dienste der Sache, da zeigte sich, daß die Begeisterung seiner Anhänger nur ihm, seiner Person, nicht aber seiner Sache gegolten hatte und erloschen war, sobald seine hinreichende Beredsamkeit die Gemüther nicht mehr gefangen hielt. Wie ist dieser Mißerfolg zu erklären? Nun, die Klassenlage der Arbeiter war anfang der sechziger Jahre noch keine so klarerkannte, der Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit noch nicht so ausgebildet, daß es schon zum organisirten Kampfe zwischen ihnen hätte kommen können. Erst mußte noch die kapitalistische Produktionsweise mit ihrer freien Konkurrenz sich weiter entwickeln, der Zentralisationsprozeß des Kapitals weiter fortschreiten und damit die Bourgeoisie immer ängstlicher und rücksichtsloser ihre Interessen verfolgen, ehe das Proletariat sich seiner Klassenlage bewußt werden, sich organisiren und den Kampf gegen das Kapital aufnehmen konnte. Die Entwicklung des Proletariats ist also abhängig von der Bourgeoisie; was diese an Terrain verliert, nimmt jene sofort in Besitz und Ab- und Zunahme werden verurthacht und bestimmt durch das Walten der wirtschaftlichen Gesetze, denen wir unterworfen sind. Nur der Hunger setzt die Massen in Bewegung, nicht Ideen.

Ich sehe also gerade in der „Revolution, welche unsere Gegner vollziehen,“ die Hauptsache, unsere Stellungnahme, unsere Thätigkeit wird uns durch die wirtschaftliche Nothwendigkeit aufgezwungen und wir könnten unseren Gegnern ruhig zugeben, daß ein großer Theil der sozialistisch wählenden Arbeiter weder für den Sozialismus begeistert ist, noch ihn überhaupt versteht; es wäre ein Wunder, wenn es — bei der heutigen Lage der Arbeiterklasse anders wäre. Auf unsere Begeisterung kommt es nicht an, sondern nur auf die materielle Lage, in der wir uns befinden, sie erzeugt mit Nothwendigkeit „Sozialisten,“ d. h. Unzufriedene, Hungernde, und zwar ebenso die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die nur in die Versammlungen gehen, Beiträge zahlen und am Wahltag ihren Stimmzettel in die Urne werfen, wie auch die kleine Schaar der Agitatoren und „Führer“; hier sind Unterschiede des Temperaments und der natürlichen Veranlagung wirksam, wie sie zu allen Zeiten und bei allen Klassen hervortreten.

So aufgefaßt — und ich erwarte den Beweis dafür, daß diese Auffassung falsch ist, — kann nun, meine ich, der Marxismus entschieden gefahrlos werden für seine Anhänger, in dem von Herrn P. E. angedeuteten Sinne, d. h. sie zum Indifferentismus führen, der fatalistische Glaube an die wirtschaftliche Nothwendigkeit kann ihre Thätigkeit lähmen und ihren Willen dem willkürlichen Spiele ihrer Launen unterwerfen. Gewiß, diese Gefahr besteht und es giebt Menschen, welche mit ihr kämpfen, aber von Einfluß auf die Gesamtheit wird und kann sie nie werden. Denn erstens bin ich der Ansicht, daß den Marxismus ein nennenswerther Bruchtheil der Massen noch nicht begriffen hat; auch die Zukunft bietet, wenn man nicht einem gegenstandslosen Idealismus huldigen, sondern die Lehren der Vergangenheit ernsthaft zu Rathe ziehen will, keine tröstlichere Aussicht; die Arbeiterklasse ist eben auch nur so gut und so schlecht, wie alle anderen Klassen, da sie sich aus demselben Material, nämlich aus schwachen Menschen von Fleisch und Blut, zusammensetzen. Dann aber — und das ist die Hauptsache und unbestreitbar: — der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle Erkenntniß! Ich möchte den sehen, der, weil ja doch die wirtschaftliche Nothwendigkeit allein den Lauf der Dinge bestimmen, die Hände in den Schooß legen wird, wenn der Hunger ihn peinigt oder er nicht weiß, wo er sein Haupt zur Ruhe legen soll. Noch weniger kann ich mir eine unterdrückte Klasse denken, die, in der Erkenntniß, daß ihre Zeit doch einmal kommen müsse und werde, nichts weiter zu thun beschließt, als zu dulden, sich weiter unterdrücken zu lassen, wenn auch das Maß der Noth und des Elends das Erträgliche längst übersteigt. Im Selbsterhaltungstrieb, in der Liebe zum Leben, die uns wie allen Thieren unausrottbar eigen ist, sehe ich also das natürliche Gegengewicht gegen alle Gefahren, in die der Mensch durch seine Erkenntniß überhaupt, nicht nur durch den Marxismus, gerathen kann, ein Gegengewicht, unvergleichlich stärker als jene Gefahren, weil letztere dem Menschen nur durch die Vermittlung seiner Vorstellung zum Bewußtsein kommen, der in seinen Eingeweiden wühlende Hunger aber der mächtigste, unmitttelbarste Trieb ist, der ihn oft zu Handlungen fortreibt, die seine Verwandtschaft mit den Thieren recht deutlich an den Tag legen. Also ich resumire: Die Gefahr besteht, aber sie kann, weil sie nur eine ideelle, in der Vorstellung wirkende Macht ist, gegen die Triebfeder des allmächtigen Egoismus nicht aufkommen und deshalb den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung weder aufhalten noch verändern.

Schlusswort zur Debatte.

Die Einsendungen — überwiegend aus Arbeiterkreisen stammend — sind ein erfreuliches Zeichen dafür, wie tief die Marxistische Lehren in das deutsche Proletariat eingedrungen. Die Mehrheit leugnet durchaus die von P. E. behaupteten „Gefahren des Marxismus“. Lassen wir diese hier zum Schluss noch einmal Revue passieren.

P. E. ist, wie er selbst auf's Klarste hervorhebt, weit entfernt, den wissenschaftlichen Werth der Marxistischen Geschichtsauffassung irgend zu verkennen.

Er glaubt nur, daß das logisch Richtige auf das psychologische Verhalten des Menschen übel einwirken kann. Die Marxistische Geschichtsauffassung ist materialistisch; und wie man häufig, den Materialismus — die mechanische Weltanschauung — als richtig anerkennt, zugleich aber als sittengefährlich und energielähmend bezeichnen hört, ebenso wird die mechanische Gesellschaftsauffassung, der soziale Materialismus, von P. E. kritisiert; er hält ihn richtig, aber gefährlich. Indes eine wahrhaft richtige Erkenntniß kann nie die Quelle des Unheils sein; wird sie es für den Menschen, so liegt die Schuld an ihm, an den trügerischen Schlüssen, welche sein individuelles Temperament der Wahrheit hinzusetzt; und dieses Temperament würde sich auch dann, hätte er jene Erkenntniß nicht gewonnen, auf anderen Wegen, durch andere Trugschlüsse Geltung verschafft haben. Nicht die Einsicht, das Naturreich bestimmt unser Verhalten. Der Verstand ist nur der Hülfssarbeiter des Willens, er hat die Wünsche und Neigungen dieses zu rechtfertigen. Auf unseren Fall angewendet, heißt das: Wenn jemand die Neigung hat, thatenlos den sozialen Bewegungen zuzuschauen, so wird er — ob Marxist oder nicht — schon Gründe finden, die ein solches Verhalten zu rechtfertigen scheinen.

P. E. hat von dem utopischen Sozialisten gesprochen, der in dem Wahne lebt, sein Ideal lasse sich auf jeder

Stufe der modernen ökonomischen Entwicklung gleich leicht und gleich schwer verwirklichen. Es sei dazu keine durch wirtschaftliche Nothwendigkeit zusammengeschweißte politisch-soziale Organisation der Arbeiterklasse, die im Klassenkampfe langsam eine Position nach der andern erobert, sondern nur die Propagandierung des neuen ökonomischen Ideals, die Belehrung von Menschen aller Klassen zu der neuen Wahrheit, nothwendig. Es wird sicher Augenblicke geben, in welchen ihm seine begeisterte Phantasie die Erreichung dieses Zieles als etwas nah bevorstehendes vorpiegelt, in welchen die Illusion seine Thätigkeit zu den höchsten Anstrengungen fortreibt — aber werden diese Augenblicke etwas vermögen gegen die unendliche Reihe der Tage, Monate und Jahre, die ihn immer wieder von der Fruchtlosigkeit seiner Belehrungsversuche überzeugen? Die materiellen, ökonomischen Hindernisse sieht er nicht, aber die Hindernisse im Herzen und Verstande der Menschen, die muß er sehen. Denn an ihnen scheitern ja seine wohlmeinenden Lehren. Hat er also zu einer fatalistischen Anschauungsweise Neigung, was wird ihm näher liegen, als so zu philosophiren: Die sozialistische Ordnung, wie ich sie denke, ist die vollkommenste und garantiert am besten das Glück Aller. Kleinlicher Egoismus hindert die Menschen an dieser Einsicht und damit an der Etablierung des Idealstaates. Die Menschen müssen, um für mein Ideal reif zu sein, besser werden. Ich kann sie nicht besser machen — ergo betheilige ich mich überhaupt nicht mehr an öffentlichen Leben. . . . Es führen eben alle Wege nach Rom. Wer die bequeme Zuschauerrolle dem Handeln vorzieht, wird — ob Idealist oder Materialist — schon immer seine hübschen Gründe finden.

Wo steht nun aber der fatalistisch Beantlagte mit seinem Raisonement ein, falls er zufällig Marxist und Sozialdemokrat geworden? Nach P. E.: bei dem Begriffe der Nothwendigkeit. Ist Fortschritt und Ausgang des modernen Klassenkampfes, wie Marx lehrt, bedingt durch die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise, durch die Konzentration des Kapitals und die Proletarisierung der Masse — so ist das Handeln des Einzelnen belanglos. Was er auch anfangs, das Triebrad der Geschichte dreht sich darum weder langsamer noch schneller. . . . Der Einsender, dessen Ausführungen wir zuletzt abdruckten, geht noch über P. E. hinaus. Ihm scheint — diesen Eindruck gewinnt man — eine solche Argumentation höchst stichhaltig, während P. E. sie ausdrücklich als „unrichtig“ erklärt. Und in der That sie läuft auf ein bloßes Spiel mit Worten heraus. Die wirtschaftliche und politische Organisation der Arbeiterklasse wird mit Nothwendigkeit durch die ökonomische Entwicklung hervorgerufen — so lehrt Marx allerdings — als stille Voraussetzung gilt ihm aber natürlich, daß ein gewisses Quantum Umsicht, Opferwilligkeit und Energie in dem Proletariat vorhanden sei, daß mit einem Wort die Arbeiter als Klasse nicht so rümpeln wie unser Fatalist. Diese Voraussetzung ist so selbstverständlich, daß man gar nicht Grund hat, sie besonders zu betonen. Denkt man sich dieselbe weg, so wird die Akkumulation des Kapitals und die Proletarisierung der Masse ruhig zuschreiten, ohne uns zum Sozialismus zu bringen. Möglich, daß die moderne Gesellschaft dann an eigener Erschöpfung von innen heraus elend hinstirbt, möglich, daß ein zwecklos angelegter Revolutionsbrand, wie ihn Jola im Germinal andeutet, ihre Wunderwerke verzehrt. Die Bewegung der Sachen — ich meine die Konzentration des Kapitals — kann nie die Bewegung der Menschen — der sich auflöst in die Thätigkeit der Einzelnen — erzeugen.

Aber ist der Charakter, der zum Klassenkampf gehört, nicht auch wieder ökonomisches Produkt? Zum mindesten üben die ökonomischen Verhältnisse großen Einfluß auf ihn aus. Doch selbst den Fall gesetzt, daß diese Verhältnisse den Charakter ganz bestimmen, folgt daraus etwa, daß das Verhalten der Individuen gleichgültig sei? Durchaus nicht: es kommt dann darauf an, diesen ökonomisch bedingten Charakter — diese Masse seltsamer Eigenschaften — in Aktion zu setzen, ihn für den politisch-sozialen Kampf zweckmäßig zu entwickeln.

Alles, die Presse, die Versammlungen, die Agitation, ja das einfache Privatgespräch soll diesem Zweck dienen. Ueberall wird Thätigkeit des Individuums als absolut nothwendiges Erforderniß verlangt. Das zu leugnen wäre ebenso absurd, als würde der naturwissenschaftliche Materialist, aus seiner Lehre, daß alle Gedanken und Handlungen durch materielle Gehirnfunktionen bestimmt sind, den Schluß ziehen, er brauche sein Denken und Handeln nicht mehr zweckmäßig einzurichten, der Mechanismus seines Gehirns werde ihm diese Mühe schon abnehmen. Welche Logik ist es, aus der Einsicht, daß unsere Thätigkeit gewissen Gesetzen unterliegt, den Schluß zu ziehen, man habe seine Thätigkeit überhaupt einzustellen! Und so schließt der von P. E. gezeichnete Marxistische Fatalist wirklich.

Auf den gewöhnlichen Menschenverstand ist die Wirkung der Marxistischen Geschichtsauffassung gerade umgekehrt, wie sie P. E. und der letzte Einsender darstellen. Sie lähmt nicht, sondern sie beflügelt die Thätigkeit, soweit das eine „Auffassung“ überhaupt vermag. Was giebt uns denn dieses stolze, nicht niederzuerwerbende Selbstbewußtsein, diese muthige Siegesgewißheit, welche keine Verfolgung niederdrukken vermag? Im Grunde doch nur jene „gefährliche“ Lehre von Karl Marx, daß unsere Partei in der ökonomischen Entwicklung wurzelt, daß diese Entwicklung, welche keine Reaktion zu hemmen vermag, selbst der Sache des Proletariats den Boden

ebnet. Immer rastloser stürmt der Kapitalismus vorwärts, hoch und höher thürmen sich seine Reichthümer — wie niederdrückend wäre solcher Anblick, hätte uns Marzens materialistische Geschichtslehre nicht das Auge für die revolutionäre Seite dieses Prozesses geöffnet, dafür: daß jeder Fortschritt des Kapitalismus, indem er die Reihe des klassenbewußten Proletariats vergrößert, ein Schritt zum Untergang des kapitalistischen Systems ist! Wir wissen, daß wir kein künstliches Feuer schüren, wie der belehrungseifrige Utopist, ein Feuer, welches der Wind über Nacht ausblasen kann. Es ist der Strom des sozialen Lebens selbst, der uns trägt. Das Bewußtsein, daß die ökonomischen Verhältnisse für uns arbeiten, wird die kolossale Mehrzahl unserer Parteigenossen nicht zur Thatenlosigkeit, zur Thatenfreude stimmen.

Der beste Beweis für diese Wirkung der Marxistischen Auffassungsweise ist die thatsächliche Agitation. Wenn wir die Leute gewinnen und sie zur Energie antscheln wollen, so verschweigen wir ihnen die materialistische Geschichtsdoktrin nicht, im Gegentheil wir verkünden sie mit aller Kraft, in der festen Ueberzeugung, daß diese Lehre — weit entfernt, zu schaden — mehr alles Andere die Leute zur Thätigkeit anfeuert.

Ich komme zum zweiten Punkt. P. E. findet es bedenklich, daß dem Marxist „das Ziel der Revolution nur nach seinen negativen Zügen klar ist“:

„Wie die zukünftige Gesellschaft positiv aussehen wird, davon kann ich überhaupt keine Ahnung haben; das wird sich ja dann erst finden, wenn die Sache so weit ist; das ist eben auch Produkt der Entwicklung; wenn die Dinge so weit sind, so wird sich das schon machen; wie kann ich, aus den gegenwärtigen Verhältnissen heraus, dem ja doch die vollständige Kenntniß aller maßgebenden Faktoren durchaus nicht zu Gebote steht, wie kann ich irgend welche Zukunftsideale aufstellen und der Entwicklung vorschreiben: das ist dein Ziel, dahin sollst du gehen! . . .“

„Die Illusion fehlt dem Marxist vollständig. Er verbietet sich selbst, ein Ideal auszumalen; wenn er es thut, so betrachtet er es mit skeptischem Lächeln, denn er weiß, daß die Sache Eines nur aus der Entfernung so schön vorkommt, und daß sein Ideal weit entfernt ist, in Wirklichkeit „Garantien der Harmonie und Freiheit“ zu bieten. So betrachtet, kann das Ideal aber nicht zum Handeln antreiben.“

Auch hier vermag ich dem Gedankengange von P. E. nicht zu folgen. Muß ich denn die zukünftige Gesellschaft in ihren Einzelheiten kennen, um ihren Werth zu begreifen und mich für sie zu begeistern? Warum in aller Welt ist das erforderlich? Um das Elend des kapitalistischen Systems zu verstehen, brauche ich doch auch kein Bild des Details. Kenne ich das Grundverhältniß dieses Systems — das Verhältniß von Kapitalist und besitzlosem Arbeiter — so kenne ich damit auch die gesammte Last des Unglücks, welche dieses System über die Menschheit verhängen muß. Und kenne ich umgekehrt das Grundverhältniß der sozialistischen Gesellschaft — die gesellschaftliche Regelung der Produktion im Interesse der Gesellschaft — so weiß ich, daß hiermit alles aus der privaten Produktion entsprossene Elend schwinden muß. Das heißt aber: Erlösung der Menschheit! Denn diese Leiden drücken schwerer auf sie als Alles, was die äußere Natur verhängt. Brauche ich um das zu begreifen, irgend eine utopistische Ausmalung der Zukunft, irgend welchen frommen Selbstbetrug?

Wie das von mir erstrebte Grundverhältniß allmählig in der Geschichte zum Durchbruch kommen wird, welche besonderen Institutionen damit verbunden sein werden, das kann ich ruhig der Zukunft überlassen. Es genügt, daß ich mir dieses erstrebte Grundverhältnisses klar bewußt bin, um ein strahlendes historisches Ideal zu besitzen, das besser und kräftiger zum Handeln antreibt, als irgend eine ausgeputzte Utopie, an welcher der Verstand — durch die Erfahrung geschult — schließlich doch immer zu zweifeln anfängt.

Daß der „negative“ Charakter des Marxistischen Zukunftsbildes ebenso wie seine Geschichtstheorie, unter Umständen zu einer skeptisch-fatalistischen Betrachtungsweise reizen kann, soll nicht geleugnet werden. Aber der wahre Grund zu einem solchen Verhalten liegt in der Stimmung des Menschen selbst, die aus jeder Lehre Nahrung schöpfen kann. Bei der, wie ich glaube, ganz außerordentlich großen Majorität der Marxistischen, wirkt jene Lehre gerade umgekehrt. Sie werden durch die materialistische Geschichtsauffassung und das „negative“ (aber dafür auch einwandfreie) Gesellschaftsideal in ihrem Wirken wunderbar bestärkt. „Gefahren des Marxismus“ vermag ich also nach dieser Richtung hin nicht zu erkennen, ebensowenig wie die Mehrzahl der Einsender. Hat er Gefahren, so liegen diese auf dem theoretischen Gebiete. Er kann leicht Menschen zu einer einseitigen Geschichtsauslegung führen, zu einer Auslegung, welche Dinge ökonomisch ableitet, die sich nur aus andern als rein-ökonomischen Ursachen erklären lassen.

Die Konsumvereine.

Der Jahreskongreß der Kooperativvereine in Großbritannien fand vor mehreren Wochen in Glasgow statt. Lord Rosebery eröffnete mit einer Ansprache denselben, in der er sich zu folgenden Äußerungen verstieg: „Während des Bestehens haben sich das Kapital der Vereine auf 471 Millionen und der Profit auf 39 Millionen (Strl.) angehäuft. Die Ladenbesitzer ständen den Vereinen

feindlich gegenüber, aber mit Unrecht. Die Kooperativvereine hätten zu Wege gebracht, daß die Kaufleute jetzt auch nur für baar verkauften. Für einen Staatsmann sei die Bewegung von ungemeinem Interesse, da sie zeige, was ohne Staatshilfe erreicht werden kann."

Soweit der edle Lord. Tatsächlich haben die Konsumvereine den Arbeitern absolut nichts genützt. Es geht eben mit den Konsumvereinen, wie mit allen anderen Einrichtungen, die man geschaffen hat, um die soziale Frage zu lösen, ohne den Profit, die kapitalistische Ausbeutung zu gefährden; wenn sie wirklich durchführbar waren, dann würden sie zu Mitteln, die ökonomische Entwicklung zu beschleunigen, die sie doch aufhalten sollten.

Die Konsumvereine sollten die Arbeiter mit dem industriellen Profit verböhnen, indem sie ihren Lohn um einen Theil des Handelsprofites erhöhten. Wie hat sich nun die Sache in der Praxis gestaltet? Um an einem solchen Vereine Theil zu nehmen, muß man Kapital haben, wenn auch noch so wenig. Je schlechter bezahlt nun eine Arbeiterschicht, desto notwendiger ist für dieselbe eine Lohnerhöhung und um so geringer für sie die Aussicht, das Kapital anzubringen, welches zur Gründung von Konsumvereinen erforderlich ist.

Es sind deshalb neben den best bezahlten Arbeiterbranchen Englands hauptsächlich die oberen Stände, die sich immer mehr an Konsumvereinen beteiligen: Grundbesitzer und Kapitalisten aller Art, Offiziere, Beamte, Advokaten u. dgl.

Diese Schichten der Bevölkerung und nicht die schlechtbezahlten Arbeiter sind es, die auf diese Weise einen Theil ihres Einkommens in beträchtlicher Weise erhöhen, indem sie einen Theil des Handelsprofites einstreichen, wie die Erhöhung der Profite auf 39 Millionen Pfund zeigt.

Der Großhandel leidet nicht darunter. Auch die großen Zwischenhändler, die Magazine, haben sich der Konkurrenz gewachsen gezeigt. Sie können bei kleinem Profit existieren, und sie wissen diesen durch die schamloseste Ausbeutung ihrer Angestellten und Herabdrückung der Preise der Waaren, die sie direkt vom Fabrikanten beziehen, zu erhöhen. Der Fabrikant hält sich seinerseits wieder schadlos, indem er die Löhne seiner Arbeiter reduziert.

Und diese Herabdrückung der Löhne ist die erste „segensreiche“ Folge der Konkurrenz der Konsumvereine.

Die zweite Folge ist die fortschreitende Ruinierung der kleinen Zwischenhändler, deren Geschäfte bei kleinem Gewinn nicht lebensfähig sind, und die auch nicht die Macht haben, auf den Fabrikanten einen Druck auszuüben, weil sie nur selten direkt aus dessen Händen die Waare beziehen. Der kleine Zwischenhandel ist aber heute für alle bankrotten Existenzen, für alle im Konkurrenzkampfe Unterlegenen die letzte Zufluchtsstätte, wo sie ihr Leben zu fristen gedenken.

Die Konsumvereine und die großen Zwischenhändler machen ihnen aber immer das Absatzgebiet streitig, so daß sie allmählich aus ihrer Stellung verdrängt werden, und entweder als Schmarotzer, wie Bucherer mit Lebensmitteln oder sonstigen Lebensbedürfnissen, der Arbeiterklasse zur Last fallen, oder sich nach den verschiedenen Produktionszweigen drängen, um dort ein Unterkommen

zu finden und dadurch die Konkurrenz unter den Arbeitern erhöhen.

Während z. B. in den Vereinigten Staaten keine Konsumvereine existieren, und daher die kleinen Zwischenhändler dort nur langsam von den großen Bazaris verdrängt werden, beschleunigen die Konsumvereine in England, im Bunde mit den großen Zwischenhändlern, diesen Prozeß, ohne indeß die zunehmende Verarmung aufzuhalten. Im Gegentheil, sie wird dadurch erst beschleunigt und in ein schnelleres Tempo gebracht.

Das ist des Pudels Kern, wenn die Konsumvereine heute im großen Maßstabe durchgeführt werden; aus einem Mittel zur Lösung der sozialen Frage werden sie allmählich ein Mittel zur Verschärfung und Verschlimmerung derselben, weil sie die Ursachen der kapitalistischen Ausbeutung unberührt lassen.

Alle Bestrebungen, die nicht darauf gerichtet sind, die kapitalistische Produktionsweise zu beseitigen, die Lohnarbeit unmöglich zu machen, müssen zwecklos verlaufen.

Die Sozialisten haben dies erkannt; daher ist auch ihr Präfizium, ob es eine Partei oder Person mit der Arbeiterklasse ehrlich meint, stets gewesen, ob der oder dieselbe für die Beseitigung der Lohnsklaverei, also für eine Umgestaltung der heutigen Produktionsweise eintritt.

Entweder ist er dafür, dann ist er als Mitkämpfer willkommen, oder er ist nicht dafür, kommt mit allerlei konfusem Rezepten, dann wird er als gutmeinender Quacksalber bei Seite geschoben.

Revolutionirende Zahlen.

Ein amerikanisches Blatt schreibt:

Es ist bekannt, daß die Großkapitalisten ihre Fachpresse haben, zu deren laufenden Aufgaben es unter anderem gehört, ihren Lesern periodenweise ziffermäßig vorzurechnen, wie enorme Summen sie aus der angespannten Arbeitskraft ihres Lohnproletariats herauszuschlagen. Es ist gleichsam ein ethisches Bedürfnis des individuellen Kapitalisten, sich an den Ziffern zu berauschen, welche zwar nicht das, aber den „Verdienst“ seiner Klasse schwarz auf weiß darstellen. Diese Art Fachpresse schreibt allerdings nur für die Eingeweihten der Freimaurerei des Kapitalistenthums und ihr Jargon ist oft nur für diese verständlich. Aber wenn sie wüßten, daß es auch böse Sozialisten giebt, welche jenen Jargon und die dazu gehörigen Ziffern zu lesen und zu kommentieren verstehen, dann würden sie wohl etwas vorsichtiger oder doch weniger aufrichtig mit ihrer Publikation sein. Sie würden dann begreifen, daß die nämlichen Ziffern, welche auf das Kapitalistenherz eine angenehme, zauberische Wirkung ausüben, das Gemüth Derjenigen, welche durch den ihnen vorenthaltenen Arbeitsertrag zum Anschwellen jener Ziffern das Meiste beigetragen, revolutioniren müssen. Aber sie bedenken offenbar nicht, wie gefährlich es für sie ist, so aus der Schule zu plaudern. Die der Arbeiterklasse dienenden Zeitungen sollten daher ein offenes Auge haben für die gelegentlichen Ausplaudereien der kapitalistischen Fachpresse.

Gerade jetzt tritt uns ein bemerkenswerther ziffermäßiger Nachweis über das Anwachsen der Profitsummen des Kapitals unter die Augen. Es ist der „Daily Stockholder“, welcher uns erzählt, daß die Zinsen- und Dividendenzahlungen des Juli dieses Jahres die höchsten sind, welche je in den vereinigten Staaten gezahlt wurden. Zinsen sind in diesem Monate fällig für über zwei Milliarden (2 000 000 000) Dollar Anlagkapital in Eisenbahn- oder ähnlichen Aktienpapieren. Die auszahlenden Zinsen selbst summieren sich bis zu rund 59 000 000 Dollar und die Dividenden bis zu 15 177 500 Dollar, was insgesammt über 74 000 000 Dollar ergibt. Rechnet man noch hinzu die Zins-Auszahlungen der Regierung im Betrage von 8 215 278 und die Dividenden und Zinsen für Bank-Aktien, städtische Papiere etc., so läßt sich die Gesamtsumme der fälligen und zahlbaren Juli-Zinsen auf wenig unter 100 000 000 Dollar, schreibe hundert Millionen Dollar, veranschlagen.

Seit fünf Jahren ist das Aktien-Anlagkapital der Eisenbahn- und ähnlicher Gesellschaften um 1 121 423 378 Dollars und die Zinsen für den Juli um 26 931 584 Doll. gestiegen.

Daß speziell von diesem Kapital nur ein relativ verschwindend geringer Theil in den Händen des verstreuten Kleinbürgertums sich befindet, daß vielmehr der überwiegende Löwentheil von den großen monopolistischen Herren „angeeignet“ wird, liegt auf der Hand. Die oben zitierten Zahlen legen daher vom rapiden Anwachsen des Kapitals im Dienste des arbeitslosen Erwerbs Zeugnis ab, was sich theils aus der Proletarisierung der Massen des Kleinbürgertums, theils aus der infolge Konzentration ersparten Betriebsunkosten, theils aus der größeren Intensität, mit welcher die Arbeitskraft ausgenutzt wird, theils daraus erklärt, daß alle Vortheile der ständlich sich mehrenden technischen Vervollkommnungen fast ausschließlich dem Kapital in den Schooß fallen.

Für Jeden, der denken kann, sind das also wahrlich revolutionirende Zahlen.

Gewerkschaftliches.

Weber und Weberinnen Berlins und Umgegend.

Große öffentliche Versammlung am Montag, den 8. September, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn Haase (früher Mohrmann), Frankfurterstr. 117. 1. Bericht der Lohnkommission. 2. Vortrag des Herrn Th. Regner über die Lage der Weber im Allgemeinen. 3. Diskussion. 4. Bericht über die Sammlung vom Delegirten-tag. 5. Bericht vom Vertreter der Streit-Kontroll-Kommission. 6. Verschiedenes. Die Herren Fabrikanten sind zu dieser Versammlung hiermit eingeladen.

Verein der in der Schäftefabrikation beschäftigten Arbeiterinnen. Versammlung am Sonnabend, den 6. d. Mis., Abends 8 1/2 Uhr, bei Schaffer, Inselstr. 10. 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Nach der Versammlung geselliger Abend. Gäste sind willkommen.

Freireligiöse Gemeinde. Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 7. September, Vorm. 10 Uhr: Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille über das Thema „Ehre“. Gäste sehr willkommen.

Zur Beachtung. Auf mehrfachen Wunsch ist die für Mitte Oktober in Halle geplante Gewerkschaftskonferenz vertagt und wird dieselbe nun am Sonntag, den 16. November, in Berlin stattfinden. Die Vertrauensmänner der Metallarbeiter.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 6. Berliner Reichstagswahlkreises.

Montag, den 8. September, Abends 8 1/2 Uhr

Große Versammlung

im Saale des Herrn Lehmann, Schwedterstr. 24.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. (Antwort der Fraktion auf unsere Resolution).

Gäste sehr willkommen. — Aufnahme neuer Mitglieder.

Zu recht zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung

aller in der Holzbranche beschäftigten Arbeiter als Tischler, Bildhauer, Drechsler, Böttcher, Stellmacher, Holzbearbeitungsmaschinenarbeiter, Möbelpolierer u. Klavierarbeiter am Montag den 8. September, Abends 8 1/2 Uhr

im Lokale „Sanssouci“, Kottbuserstrasse 4a.

Tages-Ordnung:

1. Wie stellen wir uns gegenüber dem Vorgehen des Verbandes der Holzindustriellen? Referent: Herr Hildebrandt.

2. Diskussion.

3. Verschiedenes.

Der Wichtigkeit der Tagesordnung halber, ist es notwendig, daß die Berufsgenossen recht zahlreich erscheinen.

Der Einberufer. R. Millarg.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Beste Preise.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und

2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 20 pt.

nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke früh, Weberstr. 10

Große Versammlung

des Berliner Arbeiterbildungs-Vereins

am Dienstag, den 9. September, Abends 8 Uhr

im Lokale des Herrn Behlich, Bergstraße 12.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Stadtverordneten Vogtherr.

2. Diskussion.

3. Verschiedenes.

4. Fragelasten.

Gäste sind willkommen. — Um recht zahlreiches Erscheinen der Mitglieder, sowie um rege Agitation ersucht

Der Vorstand.

Arbeiter-Buchhandlung.

von R. Baginski.

Dresdenerstraße 52/53 (City-Passage).

Arbeiter-Vereinen

zur Anschaffung für die Bibliothek empfohlen:

Archiv für Sozialgeschichte, herausgegeben

v. Dr. Heimr. Braun, Viertelj. Schrift 4.—M.

Idee der Entwidlung v. Leop. Jakob, 2 Bde.

4,50 M.

Engels, Der Ursprung der Familie 1.—M.

Dodet-Vari, Moses oder Darwin? 1.—M.

Karl Marx, Das Kapital, 1. Bd. 9.—M.,

2. Bd. 8.—M.

Der 18. Brumaire 1.—M.

Internationale Bibliothek, 7 Bde., herausgegeben

von Diez 16.—M.

Tolstol, Die Nacht der Finsternis, Drama 1.—M.

„ Kreuzerjagade 1.—M.

„ Krieg und Frieden, realistisch-historischer

Roman, statt 15.—M. nur 8.—M.

Tschernischnowski, Was thun? Erzählungen von

neuen Menschen 6.—M.

Vellamy, Ein Rückblick aus dem Jahre 2000

0,20 M.

„ Art. Ludingtons Schwester, Roman

über die Unsterblichkeit 2.—M.

G. Hauptmann, Vor Sonnenaufgang, soziales

Drama 1,50 M.

Ibsen, Gespenster, Nora, Volksfeind, soziales

Drama à 0,20 M.

Freunden, Bekannten und Genossen empfehle

mich zur Anfertigung von

Herrngraden nur nach Maas.

Falls persönliches Erscheinen unmöglich, bitte

gest. Austräge durch Postkarte zu richten, worauf

ich bereit bin, zu jeder Zeit mit Mustern in der

Wohnung zu erscheinen.

V. Aronowski, Däyomstr. 12.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

Speisen und Getränke in bekannter Güte.

Küchensvoll

Alex. Linneken

„Restaurant zur Flöte“

Senfelfstraße 57.

In meinem Verlage erschien soeben:

Portrait Ferdinand Lassalle's

Größe: 28x21 Ctm.

In Gelfarbedruck Preis nur 30 Pfg.

Wiederverkäufer hoher Rabatt.

Probefeld franco gegen Einsendung v. 40 Pfg.

in Briefmarken.

Alois Degele, Buchhandlung

München, Braunstr. 12.

Ein moderner Gerechter.

Ich bin ein Herr vom großen Saal
Und blick' verächtlich auf das Bad,
Das ohne Geld geboren;
Denn nur, wer baar bezahlen kann,
Was Freude macht dem Lebemann,
Ist tugendhafter.

Ich bin ein Herr von vielem Fleiß
Und mühe mich in blutigem Schweiß,
Die Zeit mir zu vertreiben;
Nur selten giebt's ein wenig Raft,
Und dann muß ich in großer Hast
Zinscheine unterschreiben.

Ich bin ein Herr vom Richterstuhl
Und haße Buders schwarzen Fluß,
Wie's ziemt dem guten Christen;
Ich strafe schwer Kindsmördererei
Sowie die laule Streiterei
Verhörter Anarchisten.

Ich bin ein Herr vom schwarzen Grad
Und gehe jeden Tag in Laß
Ins Café, ins Theater;
Dort lese ich den Moniteur,
Hier schenke ich der Kunst Gehör —
Bin Künstlerinnen Vater.

Ich hüte Ordnung, Recht und Ruh'
Und lasse selbst die Kasse zu,
Wenn ich ins Bad verreise,
Und sipe ich bei einem Schmaus,
So lasse keinen Gang ich aus,
Denn das ist ordnungswesig.

Ich bin ein Herr vom besten Stand,
Und oft erküret mich das Land
Zu hohen Ehrenposten —
Erhält der Wähler Aufgebot,
So bin ich wilder Patriot
Und lasse mich's was kosten.

Ich bin ein Herr vom großen Saal,
Ich bin ein Herr vom schwarzen Grad,
Ich bin ein Herr vom Stuhle —
Und wer nicht einen dicken Saal
Und keinen eleganten Grad,
Der hat auch keine Schule.

Der hat auch keine Ehr' im Leib
Und keinen rechten Zeitvertreib
Und wird in Sünden sterben,
Ich aber, ich, ein frommer Christ,
Dem Wohlthun ein Vergnügen ist,
Ich muß den Himmel erben.

(Jülich.) Robert Feidel.
(Aus „Moderne Dichtung“.)

Anheilbar.

Von Uspenti.

Deutsch von Styczinski.

(4. Fortsetzung.)

Alles dies mache ich ihr klar — im humoristischen Ton natürlich — und mache dazu ein lustiges, lachendes Gesicht; sie glogt mich an und lacht nicht mehr. „Ist es wirklich so, sprechen Sie die Wahrheit?“ — „Freilich,“ sage ich, und erzähle ihr in demselben humoristischen Tone mit demselben lustigen Gesicht noch einige Begebenheiten aus unserem Leben. Und der Sinn meiner Worte war immer der, daß man „ihnen“ gründlich aufs Fell rücken müsse und daß man „sie“ nicht gerade sehr jährllich behandeln dürfe. Als ich inne hielt, da unterbricht sie mich plötzlich, ohne mich zu Ende sprechen zu lassen. — „Aber, um Gotteswillen, Väterchen! Das ist doch der reine Diebstahl, der reine Raub auf offener Straße, was Ihr da predigt.“ Sie wurde ganz grün, sprang auf. „Ihr seid Diebe, wahre Diebe!“ meinte sie und ging im Stübchen auf und ab. Mir wurde es ganz dumm zu Muth. Ich konnte gar nicht sprechen. „Diebe? Wie? — Diebe?“ Ich sperrte das Maul auf, verstand nichts. Das Unbegreifliche an der Sache war mir, daß ich alles in lächerlicher, humoristischer Weise darstellen wollte und daß es nun so ernsthaft, so unangenehm endete. Es war mir, als hätte mir jemand eine derbe Ohrfeige verseht. „Wie? Diebe?“ sage ich. — „Gewiß,“ sagt sie, „Ihr seid die Apostel des Raubes! Sie schlagen mir vor, ich solle mich bei der Behörde beklagen, ich soll sie mit Gewalt zwingen, mir noch mehr zu geben, — sie, die armen Bauern, die ihre letzte Kopfe hergeben, um mir mein Gehalt zu bezahlen, dieselben Bauern, welche so schwer arbeiten müssen, welche für alle arbeiten müssen, alles bezahlen müssen und von allen geplündert werden, selbst von ihrem Seelherger, der ihnen das letzte Huhn stiehlt. Ist das nicht Raub auf offener Straße?“ „Versteht' ich nicht,“ sage ich. „Wie soll man denn auf andere Weise zu seinem Gelde kommen, für seine Arbeit bezahlt werden? Auf andere Weise geht es doch gar nicht. Wenn alles Diebstahl ist, so folgt daraus, daß auch das Diebstahl ist, wenn die Behörden mit Gewalt die Bauern zum Zahlen der Abgaben zwingen. Das ist doch nicht etwa auch Raub? Und ginge es nicht so zu in der Welt, sage ich, dann könnten auch Sie eine ganze Ewigkeit warten, bis sie ihr Gehalt bezahlt bekämen.“ — „Glauben Sie denn wirklich, daß ich es über mich bringen könnte, auch nur einen Groschen mit Gewalt aus Ihnen herauszupressen? Ich selbst wäre

bereit, ihnen alles abzugeben, was ich besitze — das Gehalt und alles, alles, was ich verdiene. Ich sollte von ihnen etwas nehmen! Von diesen nackten Kindern, von diesen armen Vätern, welche sich vor ihrem Seelherger hinter die Thür verstecken! Nein, das ist nicht möglich! . . . Ist es wirklich wahr — ganz im Ernst, daß Sie im Stande sind, ein Huhn zu stehlen? Das war doch nur Scherz, nicht wahr, Väterchen.“ — „Wenn's nöthig ist, dann muß man das Huhn selbst einfangen,“ sage ich, wenn man sieht, daß sie ihren Verpflichtungen nicht freiwillig nachkommen wollen.“ — „Was für Verpflichtungen?“ — „Uns unser Gehalt zu zahlen?“ — „Wofür?“ — „Für die Arbeit, für unsere saure Arbeit, liebe Frau Abrifossowa!“ . . . — „Was thut ihr denn aber, wofür ihr Bezahlung verlangt?“ — Bei dieser Frage verspürte ich wieder das unangenehme, unheimliche Gefühl, wie früher. Warum? weiß ich selber nicht. Ich wurde sogar wüthend. Ist das denn etwa keine schwere Arbeit, vor Sonnenaufgang aufzustehen, um den Morgengottesdienst abzuhalten? Die andern schlafen noch mit ihren Frauen — unsereins soll aber aufstehen aus dem warmen Bett, noch dazu bei der eisigen Kälte. . . Und wie oft wird man gar Nachts aufgeweckt und muß mitten im Sturm und Regen zu einem Sterbenden eilen. . . und das sollte man sich nicht bezahlen lassen? . . . da solltet du mal selber probiren, wie das schmeckt, meine Gnädige, dann würdest du schon dahinter kommen, wie man Hühner einfängt. Das Weib hatte mich wüthend gemacht. — „Wie Sie wollen, meine Gnädige,“ sagte ich, „es ist mir sehr unangenehm, wenn ich Ihnen wehe gethan habe.“ Ich ging. Aber unangenehm war es mir doch. Namentlich das war mir unangenehm, daß alles so unerwartet gekommen war. Ich war ganz harmlos, mit den besten Absichten gekommen, um ein Gläschen Thee zu trinken — da passiert mir mit einem Male so etwas. . . „Ein Dieb!“ . . . Ich war in einer ganz unbeschreiblichen Verfassung, denn andererseits mühte ich mich doch eigentlich schämen, daß ich mich über so etwas ärgerte. Ich kam von der Visite nicht gerade sehr lustig nach Hause. Kaum hatte ich aber alles dem Vater Zwan erzählt, da wurde es mir wieder leichter, ich schämte mich nicht mehr, ich war nicht mehr böse, sondern im Gegentheil sehr lustig. Vater Zwan war mit dem richtigen Urtheil gleich bei der Hand. Er sagte so: Erstens ist alles dies nur Schwindel. . . Geld will sie nicht nehmen — schön! . . . Wir wollen's ja sehen! So was hat man schon erlebt, wir wissen schon, was das bedeutet: Sie will sich hier auszeichnen, als eine sehr brave Frau auszeichnen, um dann am Progymnasium angestellt zu werden und dann etwas Ordentliches einzustreichen! Das kennen wir! — Zweitens will das Semstwo die Regierung ein wenig ärgern; der Komissar Hamfetow wird der Lehrerin das Geld selbst bezahlen, damit sie auf ihr Gehalt verzichten kann, um mit diesem Beispiel vor der Welt prahlen zu können. Hier begann der Vater Zwan mit bewundernswerther Gewandtheit und Schlaueit einen ganzen verwiderten Plan zu entrollen, nach dem es im Interesse des Komissars selbst liegen mußte, so zu handeln. Es kam endlich alles darauf hinaus, daß auch der Komissar einen höheren Posten erstrebte, um dann nach Belieben stehlen zu können. Endlich — wie das alles war, kann ich Ihnen jetzt nicht mehr wiedererzählen — endlich kamen wir alle, Vater Zwan, ich und unsere Frauen, dahinter, daß . . . die Lehrerin nichts anderes, als eine Geliebte des Komissars war. Warum? — Ja, „weshalb“ würde er ihr denn sonst sein Geld abgeben? „Weshalb“ würde sie auf ihr Gehalt verzichten, wenn sie nicht mit dem Komissar im Einverständnis wäre, wenn sie nicht Beide — er und sie — auf ihre gegenseitige Hilfe angewiesen wären, um einen höheren Posten zu erlangen? Solch einen Schwindel treiben doch nur bezahlte Lustweiber. Und dabei blieben wir. Wir mußten durchaus zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommen, um wieder unsere Ruhe zu erlangen. Wir mußten durchaus jene angenehme „Klärung“ sowohl der Seele, als auch des Magens wieder erlangen, um ebenso glücklich weiterzuleben, wie bisher. Das war das Wichtigste für uns, und wir mußten deshalb irgend etwas austrifeln, wonach das unangenehme Faktum unserer Ansichten über die Welt und die Menschen nicht zuwiderliefe. Trotz alledem, trotz der schlaunen Kombinationen, nach denen ich mir das Verhalten der Frau Abrifossowa erklärt hatte, wurde es mir wieder unheimlich zu Muth, als ich Nachts aufwachte und unwillkürlich an die Geschichte denken mußte. Mir kam es vor, als läge ich in schweren Träumen. Sie erschien mir, wie sie vor Entsetzen ganz grün geworden war und ausrief: „Das ist doch der reine Raub!“ — dann kam die bittere Frage: „Ist es denn wirklich möglich, daß Sie Hühner stehlen?“ und dann die andere: „Was ist das für eine schwere Arbeit, für die ihr Bezahlung verlangt?“ Da wurde ich so traurig, da fühlte ich eine so unerlöliche Schwere auf der Seele, da war es mir, als bligte etwas an wie ein Funke, auf dem Grunde des Bewusstseins, als beginne dort irgend ein undeutliches Licht zu flackern und zeige mir unbestimmte, undeutliche Figuren. Ich versuchte, mich dicht, recht dicht an die warme, felsenfeste, unbewegliche Seite meiner Frau anzuschmiegen und

stellte mir, um mich zu beruhigen, immer wieder die Frage: „Weshalb thut sie das nur? Weshalb?“ Und da ich keine andere Lösung der Frage finden konnte, als die, daß es in ihrem Interesse liegen mußte, so zu handeln, so erschien mir die Entrüstung der Frau Abrifossowa über meine Ansichten und ihr Zorn wegen des Huhnes als purer Schwindel. Wenn das nicht Schwindel ist, warum quält sie sich dann vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit den Kindern ab; „weshalb“ verlangt sie nicht eine menschenwürdige Wohnung und friert in dem elenden Schweinestall; „weshalb“ will sie das Gehalt nicht annehmen? . . .

Und dieses „weshalb“ konnte ich schon damals auf keine Weise verstehen. Mein Herz war eben damals schon zu hart und mein Gewissen halb abgestorben. Als wir diese Erklärung für das Verhalten der Lehrerin glücklich gefunden hatten, waren wir vollauf zufrieden. Bald kümmerten wir uns auch ni t mehr, „weshalb“ sie alles dies thue, obgleich wir jeden Tag neue Beweise hatten, daß ihr „Schwindel“ nach und nach die ganze Bauernschaft für sie einnahm, daß die Bauern, denen nur mit der Fuchtel in der Hand beizukommen war, wie wir dachten, ihr aus eigenem Antriebe in einem neuen, ordentlichen Gebäude die Schule einrichteten und sie mit allem Nöthigen versehen. „Ein geriebenes Luder!“ sagte manchmal Vater Zwan, und ich war derselben Meinung. In dieser Verfassung befand sich mein Geist, als uns ein neues, unerwartetes Ereigniß zwang, wieder einmal auf Frau Abrifossowa unser Augenmerk zu richten.

Wir saßen einmal beim Thee und ließen unserer Klatschsucht freien Lauf, — ich, der Vater Zwan und irgend ein praktischer Gast, — und kamen dabei auf die Lehrerin zu sprechen. Alle lachten wir über sie nach Herzenslust und besahten mit unseren boshaften Verläumdungen ihr Benehmen.

„Was mag das nur für eine Frau Abrifossowa sein?“ fragte der Gast. „Bei uns in der Gouvernementsstadt wohnte ein Kaufmann Abrifossow.“

„Das wird nicht eine von denen sein,“ sagte Väterchen. „Die Abrifossows in Ihrer Stadt sind ja bekannt als reiche Leute. Ich kenne die Familie. Einer von ihnen ist mit einer jungen, reichen Tochter des Kaufmanns Wassily Zwanow verheirathet, eines bekannten Betrügers und Geizhalses. . . das ist nicht eine von denen. . . die sind reich. . . ach nein, kein Gedanke! Wo würde so eine Lehrerin werden.“

„Es scheint mir doch so!“ sagte der Gast. Eine Tochter des Zwanow, von dem Sie sprechen, ist mit einem Abrifossow verheirathet gewesen. . . und ist ihrem Manne durchgegangen.“

„Ach was! . . . Wenn sie durchgegangen ist, dann hat sie gewiß ihren Liebhaber und einen Haufen Geld mitgenommen. . . Die hat ja ein eigenes Vermögen von fünfzigtausend Rubel. . . Und unsere Abrifossowa hat keinen Heller. . . Wo wird denn so eine in einem jämmerlichen Bauernhäuschen wohnen. Nein, nein! — Sie irren ganz bestimmt; — das wird so eine von den „neuen“ Umherziehenden sein.“

„Ei, ei!“ meinte der Gast. „Mir scheint es doch, daß es eine von denen ist. . . Wie ist ihr Vor- und Vatersname.“

„Marja Wassiljewna.“

„Ei, ei! Das wird ganz bestimmt dieselbe sein. Bei Gott, sie ist es!“

„Nein, das ist unmöglich! Was für einen Zweck sollte es für sie haben, so zu leben! Denken Sie doch selbst darüber nach! Oder wie hätte sie ohne ihr Geld davongehen können? — Sein Geld wird doch Niemand absichtlich zum Fenster hinauswerfen! Da fragt es sich doch, was hat es für einen Zweck, fünfzigtausend Rubel hinauszuwerfen und unter die Bauern zu gehen, um für zehn Rubel schwer zu arbeiten? Denken Sie doch selbst nach! Man müßte ja verrückt sein, um so etwas zu thun. . . Nein, nein, das ist unmöglich. . . Das ist nicht eine von den reichen Abrifossows.“

„Hm, — Sie haben wohl Recht, — und doch kommt's mir so vor. . .“

„Nein, nein. . .“

„Kann ja sein! Ich werde bald in der Stadt sein — da erkundige ich mich dann ganz genau. . .“

„Ja, fragen Sie nur. . . Sie werden sehen, daß ich Recht habe.“

Sie können sich vorstellen, wie groß unsere Verwunderung war, als derselbe Gast nach ungefähr zwei Wochen uns wieder besuchte und die Nachricht brachte, daß Frau Abrifossowa, unsere jetzige Dorfschullehrerin, wirklich die Tochter des reichen Kaufmanns Zwanow war, daß sie vor einigen Jahren einen ebenfalls reichen Kaufmannsohn Abrifossow geheirathet habe. . . Wir erfuhren ferner, daß sie, nach einem zwei- oder dreijährigen unglücklichen Zusammenleben mit ihrem Manne, denselben verließ. Sie ging nicht zu ihren reichen Eltern, sondern zu einer bekannten Beamtenfamilie und nahm kein Geld, nicht einmal einen Wisch von Hause mit. . . Wir erfuhren, daß sie ein Haus und ein großes Vermögen besitze, daß sie aber alles im Stich gelassen hab und davongegangen sei.

„Das ist doch aber merkwürdig . . .“ jagte Väterchen verwundert und wurde sogar blaß vor Entsetzen. „Das scheint etwas nicht in der Ordnung zu sein. Ein eigenes Haus hat sie?“ sagt Du.

„Ein zweistöckiges, großes Haus und einen Laden!“
„Das ist unmöglich, das kann nicht stimmen. . . . Ein Haus . . . einen Laden! . . . Nein, das muß irgend ein Schwindel sein. . . . Ein Haus! sagen Sie?“

„Bei Gott, ich sage die Wahrheit. Ein großes, zweistöckiges Haus, einen Laden und noch dazu eine Schänke.“

„Und von alledem hat sie nichts mitgenommen?“
„Nicht so viel!“

„Ach, das kann nicht dieselbe Abrifossowa sein!“
„Doch!“

„Nein, nein. . . . Sie irren! . . . Was sollte das bezwecken, wegen eines elenden Bissens Brod sich herumzuplagen, wenn man ein Haus und Vermögen besitzt? . . . Läden, Schänken . . . nein, nein, mein Vetter, da hat man Ihnen was aufgebunden!“

Trotz aller dieser Vernunftgründe des Vaters Zwan behauptete der Gast steif und fest, daß es doch dieselbe Abrifossowa sei, die in der Stadt gewohnt habe; dieselbe Abrifossowa, welche ihre reichen Eltern, ihren reichen Mann, die einträglichen Wirtschaftshäuser und alles, was sie hatte, im Stich gelassen habe, um die Stelle einer armen Dorfschullehrerin anzunehmen und sich mit den Bauernkindern abzuplagen.

„Nein,“ sagte Vater Zwan, da er sich das offenbar nicht vorstellen konnte, „nein“, sagte er, als der Gast von ihm Abschied nahm. „Das ist nicht möglich, das ist nicht eine von von reichen Abrifossows!“

Er schwieg eine Weile und dachte nach, dann fügte er hinzu:

„Dahinter steckt irgend ein Schwindel, anders ist's nicht möglich. . . . Was hätte es sonst für einen Zweck? . . . Nein, nein, das ist nicht so. . . .“

Ich, für meine Person, theilte fast vollständig die Weltanschauung des Vater Zwan und konnte es mir auch nicht vorstellen, daß dies dieselbe Abrifossowa sein könnte. . . . Ich konnte es auch nicht begreifen, zu welchem Zweck man in einer elenden Dorfschule sitzen könnte, wenn man ein Haus, Läden und Geld besitzt. Aber die Sicherheit, mit welcher der Gast seine Behauptung vordrängte, zwang mich unwillkürlich über die für mich so schwere Frage gründlich nachzudenken, über die Frage nämlich: zu welchem Zweck man so etwas thun könne? . . . Und wieder kam es mir vor, als flackerte ein schwaches Lichtchen auf in der schwarzen Nacht meines Gewissens. . . . Von seinem Vermögen zu lassen, in eine arme Bauernhütte einzuziehen, Tag und Nacht sich abzuqualen mit den halbmaden Bauernkindern, das mühsam erarbeitete Stück Brod mit ihnen zu theilen, um selbst desto mehr zu hungern, über das Einfangen von Hühnern durch den Popen oder den Diakon sich zu enträsten, das einfach „Diebstahl“ zu nennen. . . . Alles das kam mir so unbegreiflich, so unsagbar vor, alles das beschäftigte mehr als einmal meinen Sinn und zwang mich, darüber nachzudenken.

Seit dieser Zeit, glaube ich, datirt sich auch meine Krankheit. . . . Ich möchte immer wieder darüber grübeln, daß es doch auch Menschen gäbe, die nicht bloß, wie ich und Vater Zwan, um ihres eigenen, leiblichen Wohles willen leben, daß es doch noch etwas anderes gäbe, als nur unseren Magen und Geldbeutel, um dessen willen man leben könne. Und da wurde es mir davon wieder sehr schwer zu Muthe: der wichtigste Grund war der, daß ich ganz und gar mich entwöhnt hatte, oder besser gesagt, daß ich gar nicht gelernt hatte, zu denken. Und da wurde es mir also wieder so unendlich schwer! . . . Es war mir, als müßte ich zentnerschwere Steine einen Berg hinaufwälzen, wenn ich so zu denken begann: wieder kam das äble Gefühl im Halse und im Magen. Und da ist einem jedes Mittel gut, wenn man sich nur von diesem Hin- und Hergrübeln befreien kann. Man trinkt z. B. ein Glas Schnaps und dann noch ein zweites und drittes und schläft ein. . . .

Ein wenig leichter wurde es mir, als Vater Zwan etwas neues ausgedacht hatte, um das Verhalten der Frau Abrifossowa zu erklären. Er vermuthete, daß Frau Abrifossowa mit einem Liebhaber ihrem Manne durchgebrannt sei und dabei eine Menge Geld mitgenommen habe; daß aber der Liebhaber noch schlauer gewesen sei, als sie, ihr das Geld abgenommen und ihr selbst den Lanßpaß gegeben habe; da freue sie sich nun, daß sie wenigstens zehn Rubel verdienen könne, denn sie fürchte sich, zu ihrem Manne zurückzukommen. Diese Erklärung war für uns — in Anbetracht unserer schweiniischen Instinkte — vollständig ausreichend, und ich gelangte wieder — wie soll ich's nur sagen? — zu meinem richtigen. . . . Appetit: auf dem Magen verspürte ich wieder die alte Ruhe, auch auf der Seele war Ruhe und Nachts im Schlaf hatte ich auch Ruhe. Aber das dauerte nur etwa zwei oder drei Tage. Das Haus, die Läden ließen mir keine Ruhe und die alte Geschichte begann von neuem. Das kam einmal Nachts, als ich nicht schlafen konnte, über mich. Wenn Frau Abrifossowa, dachte ich mir, wirklich eine gemeine Ehebrecherin wäre, dann hätte sie doch nicht, von ihrem Hans, ihrem Laden, ihrem Geld gelassen, sondern hätte womöglich noch mit Hilfe des Liebhabers andere Leute um ihr Vermögen gebracht und wäre dann erst ausgerissen. . . . Und da mußte ich an ihr blaßes, krankes Gesicht denken, das garnicht so ansah, wie das eines ausschweifenden Weibes; und ich mußte an meine erste Begegnung mit ihr denken,

als sie auf der Diele in der kalten Stube saß, von Bauernkindern umringt; und ich mußte an ihren Zorn denken über das geraubte Huhn. . . . das verdammte Huhn, das man erst mit Gewalt hat einfangen müssen, und ich wurde ärgerlich über mich selbst, der ich mit offenen Augen dalag und über allerlei Eiseleien nachdachte, während andere, ordentliche Menschen ruhig schliefen. . . . Ich stand auf, trank einige Gläschen Schnaps, ging im Zimmer auf und ab, sah in den Hausflur, in den Hof hinaus und ärgerte mich wieder: im Hofe lag ein Haufen Mist und stank, im Flur Schmutz — überall Schmutz. Das hatte ich damals das erste Mal bemerkt und wunderte mich, warum unsereins in solchem Schmutz und Dreck lebt. Das ist ja schrecklich, dachte ich mir damals zum ersten Mal, wir leben ja wie die Schweine. . . . Und ich wurde noch trauriger. Ich trank noch vier Glas Schnaps, schlief endlich ein; als ich aber aufwachte, war ich wüthend wie der schlimmste Teufel in der Hölle. Den ganzen Tag über fluchte ich, schnauzte die Arbeiter an, schimpfte über die Frau, ärgerte mich über alles. Am meisten aber ärgerte mich der Schmutz rings herum. Das Kleid meiner Frau — war schmutziger, als der schmutzigste Wisch. Im Thee waren — Haare. Das Bett . . . fürchterlich! In der That — ein Schweinestall! . . . Und früher hatte ich alles dies nicht bemerkt, so sehr war ich daran gewöhnt. „Wir sind doch keine Herren!“ ruft meine Frau und meint, daß nur bei den Herren alles rein und gewaschen sei und daß auch dort deshalb extra ein Lalai gehalten werde. „Wir sind doch keine Herren!“ . . . Diese Worte kamen mir so dumm vor, daß mir die Frau mit einem Male ganz widerlich wurde. . . . Früher lehrte ich mich, bei meinen schweiniischen Instinkten garnicht daran, was meine Frau über etwas dachte, — mir war nur ihr warmer Körper nöthig. . . . Wie ich nun so ganz plötzlich auch ihren Verstand mir ansah, da erblickte ich mit demselben Aerger, daß auch in ihrem Verstand nur Schmutz, nichts weiter als Schmutz war. Diese eine Aeußerung aus ihrem Munde zeigte mir den ganzen schmutzigen Abgrund, in dem wir lebten, und ekelte mich an.

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Billibald Ragl („Deutsche Worte“).
(I. Fortsetzung.)

Das ist der ganze Gehorsam bei uns Bauersleuten. Natürlich, die Gesindel müssen ihren Eltern folgen, wenn ihnen eine Arbeit oder sonst etwas geschafft wird, die Dienstboten ebenso, sonst kriegen sie Schlag; große Dienstboten, die nicht folgen, schießt man lieber gleich aus dem Hause. — Die Klosterleute freilich haben mehr Gelegenheit, ihren Gehorsam zu erzeigen, die können sich dabei alle Tage einen Staffel zum Himmel bauen; — drum ist das wohl ein schönes Sachen, wer so in ein Kloster kommen kann, halt ja.

Der Gehorsam, sagen sie (die „sie“ im Mund des Bauers müssen jedesmal aus dem Zusammenhang errathen werden; hier etwa: Herrische, die der Bauer einmal im Wirtschaftshaus hat reden gehört oder ähnl.) ist schon auf dieser Welt nothwendig, damit Ordnung herrscht, und weil der einzelne Mensch mit seinem eigenen Wollen und Können nicht überall ausreicht. Und weil eines jeden Geist nicht überall hinlangt, so wär' auch nothwendig ein Geschäß (Respekt) auf das, was die Geschiedteren uns vortragen. Daß die Kinder den Eltern glauben müssen und daß sie in der Schule dem Lehrer das A-B-C und das Einmaleins glauben müssen und daß wir alle zusammen dem Geistlichen glauben müssen, das versteht sich von selber; aber daß wir auch noch auf was anderes zu hören brauchen, was uns die weltlichen Herren noch extra beibringen möchten, das ist wohl zu viel verlangt. Die Geistlichen sind ja ohnehin schon auf's höchste ausgestudirt, — was giebt es denn noch drüber, was uns der Geistliche nicht auch in der Predigt sagen könnte? Was die andern Herren noch dahergebracht haben, ist gewiß allemal noch auf's Zahlen hinausgelaufen, — oder es war gar „lutherisch“. Ist am besten: man zeigt ihnen ein freundliches Gesicht, sagt brav „ja, ja“, und läßt sich im Uebrigen auf nichts ein.

7. Wir Bauern halten uns immer an das Nothwendige. Auf unnütze Sachen geben wir nichts aus. Schledereien und Naschereien oder Theater und Komödien, so was kennen wir gar nicht. Es ist ohnehin schon Kreuz genug mit den Kindern, die brauchen jetzt schon beinahe alle Tag 2—3 Kreuzer auf Papier und Federn, wo wir seiner Zeit doch eine ganze Woche mit einem Bogen genug hatten, und die Federn hat uns der Lehrer umsonst geschnitten. Auf Büchel geben wir auch nichts aus — giebt ja Herrische, die eine ganze Geschirrstelle voll haben, das heißt doch rein das Geld mit beiden Händen hinauswerfen. Nun, einen Kalender muß man endlich haben, kostet auch nicht gar so viel und sind überdem die Wetterregeln akkurat beschrieben drinn, so was braucht unsereins ja. Ein paar Geschichtenbücheln geh'n auch um in Dorf, — das vom bairischen Hiesel hat die alte Wolsgruberin einmal gekauft, wie s' jung war, auf einem Kirchtag, hat s' die Reugier so viel geitochen. — Mit den Bildern thun wir auch gar keinen Luxus treiben. Etliche Heiligenbilder, — ja, die haben wir; man kann auch schöne Rahmen dazu spendiren, denn so etwas bringt eine Andacht und einen Segen in das Haus. Wär' auch ganz gegen allen Schick, wenn ober dem „Eckastl“ beim Tisch nichts anderes herunterhauen thät, als etwa ein paar Spinnengewebe; wenn ein heiliges Bild dabei ist, so macht das Ganze gleich ein anderes Gesicht. Man muß ja an das auch denken, daß einem

hin und wieder fremde Leute auf die Stube kommen. Aber bevor ich ein weltliches Bild aufhänge, mußte mich einer wirklich zahlen! Bei meiner Milchundtschaft in der Stadt drinn haben sie gar einen Hund, eine Katz' und einen Geißbod im Zimmer hängen; da denkt man wohl gleich an die Heiden und an die Abgöttere! Ja, noch größere Aergernisse werden durch diese weltlichen Bilder gegeben. Da war unlängst auf dem Jahrmarkt ein Bild herausgehängt, war eine ganz Nackende d'rauf, es war ein wirkliches heidnisches Bild, eine Göttin, hat der Kramer gesagt. Steht aber so ein bäurischer Gispel dabei und schaut sich's an, getraut sich's zu sagen auch noch, daß ihm das Bild gefallen thät, — ich hab' mich ordentlich statt seiner geschämt. Ein Bauernmensch, der daheim alle Hände voll Arbeit hat, sollte doch, meint man, gefesteter sein und nicht so einen kindischen Narren abgeben vor allen Leuten. Dofür sag' ich immer, alles Unnütze nimmt einen schlechten Ausgang, und was unsere Kinder jetzt in der Schule allerhand Neues von allen möglichen Ländern und Viehern und Zirkeln und Dichtern und weiß Gott was noch zusammenlernen, das macht sie nur irre im Kopf, daß sie dann zu der Wirtschaft nichts taugen. Freilich nehmen sich unsere Vaben und Dirndeln, Gott sei Dank, um alle diese Sachen nicht viel an, aber dann ist es schad um die Zeit, und es wär' besser, man hätte das Gefindelwert daheim bei der Arbeit. — Am allerersten bin ich noch mit der Musik einverstanden. Wär' wohl keine ganze Hochzeit und kein ganzer Kirchtag, wo keine Musik dabei ist. Uebrigens: anfräumen (für Geld bestellen) möcht' ich mir auch keine, wann's auf unsereins ankäme; die Musik ist eigentlich doch nur für die jungen Leute. Aber mit der Kirchenmusik — wenn ich schon sagen soll, wie ich's meine — heißt es wahrhaftig gar nichts, eine lautere Struderei, die keinen A . . . und keinen Kopf hat, — man kann's nicht nehmen für eine Polka, nicht für einen Walzer, es ist auch nichts Trauriges und Andächtiges dabei, kurzum: gar nichts. Nu, die Geistlichen werden wohl dennoch wissen, wozu sie's haben.

Die Leut' wollen halt noch immer zu viel „Manderl“ (Poffen) machen auf der Welt, sie sind noch immer zu wenig „geseht“. Ganz anders wär's, wenn alle nur auf das Nothwendige denken möchten und auf die Arbeit!

8. Das Allerwichtigste ist und bleibt aber das, was ich gleich zuerst gesagt habe: der christkatholische Glauben. Der ist der Anfang und das Ende bei einem ordentlichen Menschen. Das ist das Gute, was wir Bauern noch haben: daß bei uns der Glauben noch fest ist. Unsereins wär' gar nicht recht beisammen (gar nicht recht wohl), wenn man nicht alle Sonn- und Feiertage Meß und Predigt könnte hören, nicht etliche Male im Jahre beichten ginge, nicht pünktlich das Tischgebet verrichten, die gebotenen Fasttage halten und überhaupt das alte Herkommen beachten würde. Auch auf eine Wallfahrt geht man gern von Zeit zu Zeit; und es ist schön, wenn einer noch mehr thun kann, der Zeit dazu hat. Bei der Wirtschaft und im Haus geht dann ohnehin wieder alles d'runter und d'rüber, da giebt's Streit und Zank und Kümmerlich; ist einer ja gerad' wie ein Vieh, wenn er nicht hin und wieder einen Vaterunser betet und zur Kirche geht. Die Herrischen meinen allerdings, wir thäten das alles nur aus Brauch und denken uns nichts dabei, aber das ist nicht wahr. So viel ist wohl richtig, der Bauernmensch versteht nicht alles akkurat nach dem Wort, es ist eine Menge Hohes in den Gebetern; aber man hat schon auch öfter seine Freud mit der himmlischen Glorie und faßt ein Zutraun zu unserem Herrgott, zu unserer lieben Frau und zu allen lieben Heiligen, daß sie unser Hab' und Gut beschützen und halt auch, daß wir einmal alle miteinander zur Seligkeit kommen. Freilich wohl kommt unsereins recht selten in eine solche Nahrung, denn erstens sind wir schon von Haus aus mehr geseht und nicht so weich und weinerlich aufgelegt, und zweitens hat man zu viel Sorgen, Stritt und Widerwärtigkeiten zu Haus und oft auch mit den Nachbarn. Da muß man halt meistens zufrieden sein, wenn man nur seine vorgeschriebene Pflicht erfüllt hat, damit einen dann bei der Arbeit kein Vorwurf mankrat.

Wir thun ohnehin schon viel weniger und sind viel „leichter“ geworden, als die Alten (vor zirka 30—40 Jahren). Die Alten haben die ganze Fastenzeit nicht mit Schweinefett gelocht, sondern nur mit Rindschmalz, die letzten Tage der Fasten gar bloß mit Leinöl. Vom Fleisch war, mit Ausnahme der vier ersten Fastsonntage, gar keine Rede durch die ganze Fastenzeit. Alle Sonntage, Abends vorm Schlafengehen, wurde vom ganzen Hauspersonal ein Rosenkranz gebetet, am heiligen Abend drei nacheinander. Auch an das Tischgebet Abends haben die Alten um eine gute Anzahl Vaterunser mehr angeknüpft, als wir. In den Nachnächten wurde das ganze Haus, Stuben, Stiegen, Stall und Stadel, mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch beräuchert. Am Palmsonntag hat jede Person noch nüchtern drei neue geweihte „Palmkayel“ (Knospen der Palmweide) geschluckt und auch jedem Stück Vieh wurde dieselbe Portion eingegeben, zur Bewahrung gegen Fieber und Pestilenz. Am Ostermontag frühe wurde auf den Aedern das Osterfeuer geheizt. Am St. Florianitag wurde ein Feuer angemacht vor 9 Uhr morgens u. s. w. Nun, Gott sei Dank, das Meiste davon ist in den ordentlichen Bauernhäusern auch heute noch der Brauch, es geschieht nur in so schlampigen halbherrischen Häusern, beim Wirth, beim Schneider, oder wo sie gar einen Studenten im Haus

haben, daß der alte strenge Glauben bei Seite gesetzt wird. Am besten haben sich aber die Bauernfeiertage im Ansehen erhalten, die wir noch außer den gebotenen Feiertagen haben, weil's an diesen Tagen gleich regnet und wettert, wenn man arbeiten will.

Freilich, man soll sich auf Gott verlassen, daß Er uns nicht zu ungerechten Schaden kommen läßt. Aber, der Teufel hilft seinen Leuten, und wer weiß, ob Gott nicht zur Prüfung oder zur Strafe auch manchmal etwas „Böses“ (d. i. Dämonisches) duldet. Hat der Teufel auch dem frommen Job mit Zulassung Gottes geschadet. Man hat schon viel gehört von allerhand Schabernak, den böse Menschen mit Hilfe des bösen Feindes anderen zufügen können, am Vieh, in der Milch u. s. w. Dieser Punkt steht auch in alten Gebetbüchern und Litaneien. Allerdings, die Herrischen und sogar manche von der Bäuerei halten nichts d'rauf; aber gewöhnlich glauben dieselben Leute auf alles Uebrige auch nicht, und beim Glauben geht's schon so: wenn man einen Artikel wegwirft, so wird man mit der Zeit ganz lutherisch. Es giebt ja Leute, die über die Predigt kritisieren, das und das für übertrieben und falsch befinden u. s. w.; ja, in Städten und Märkten gehen viel in gar keine Predigt und Kirche mehr, glauben nicht mehr an den Himmel, nicht mehr an die Qualen und Peinen der Hölle und auch nicht an das Fegefeuer. Soweit kann's ja endlich mit den Bauernleuten auch kommen, wenn nicht bei Zeiten d'rauf geschaut wird, daß der Unglauben und die Spöttelei über die alten Bräuche und Sitten unterdrückt wird.

Für das ist in jedem Haus der Hausvater verantwortlich. Er soll die Kinder fleißig in die Kirche „janden“, ebenso die Diensthöten an Sonn- und Feiertagen, soll sehen, daß sie oft genug beichten gehen, besonders soll er aber jedes unebene Reden und Spötteln auf's Strengste unterlagen und in seinem Hause nicht dulden. Die kleinen Gefindel sollen bei Zeiten den Vatermüßer und den Glaubengott auswendig lernen, damit sie zeitlicher einem gescheiterten Christenmenschen gleichsehen; und damit sie brav bleiben, soll Vater und Mutter darauf bedacht sein, daß ihre Kinder nicht allzu viel herumlaufen und herumkommen, sondern ruhig zu Hause bleiben, sonst kriegen sie einen frühzeitigen Vorwieg. Auch alles Schelten, ferner das Streiten unter den Diensthöten, sonstige Mißbräuche, als nächtliche Besuche von Liebhabern, Auslaufen, Fensterstehen u. s. w. soll der Hausherr nicht gestatten, denn hiezu ist er durch die Religion verpflichtet. —

Das platte Land und die Sozialdemokratie.

II.

n. Nicht nur der geschichtliche Scheidungsprozeß in eine Kapitalisten- und Lohnarbeiterklasse und die zum Waarenaustausch der kapitalistischen Produktion erforderliche neue Rechtsgestaltung gingen auf dem Lande sehr langsam vorwärts, sondern vor allem auch die Entwicklung des Ackerbaubetriebes selbst.

Die alte reine Dreifelderwirtschaft blieb während des ganzen Mittelalters bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die herrschende. Da dieses System eine Theilung des zu bewirtschaftenden Acker in 3 Theile nothwendig machte, wovon der eine Brach liegen blieb, während die beiden andern abwechselnd je mit Sommer- und Wintergetreide bestellt wurde, konnte von einer vollen Ausnutzung des Bodens keine Rede sein; ein ganz ansehnlicher Theil des Besitzes war Jahr für Jahr überhaupt keinen Ertrag ab. Außerdem war es dem einzelnen Besitzer unmöglich gemacht, selbständig zu Neuerungen überzugehen. Denn das ganze einer Dorfgemeinde angehörende Land war in Parzellenform unter den einzelnen Bauern vertheilt. Das Besitzthum eines jeden bestand aus einer Reihe schmaler, unzusammenhängender Landstreifen, die ihrer Natur nach nicht anders, als die angrenzenden Boden-Parzellen, bebaut werden konnten. Den Bedarf an Gras, Wurzel- und Blattgewächsen deckten die eigentlichen Gemeindegüter.

Die verbesserte Dreifelderwirtschaft schaffte zwar das Brachfeld ab, vermochte aber nicht, dem einzelnen Besitzer seine Selbständigkeit zu geben. Erst die Separation schaffte hier eine Aenderung. Die nun nothwendig gewordene Individualwirtschaft führte zur Fruchtwechselmethode, welche sich als herrschende bis zur Reizeit erhalten hat. Dieses Anbausystem gründet sich auf die praktische und wissenschaftliche Erkenntniß des Einflusses, welchen die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Ackerkrume sowie Atmosphäre auf den Lebensprozeß der Pflanzen haben. Die Theilung der Pflanzenarten in bodenzehrende und bodenschonende, d. h. solche, die ihre Nährstoffe hauptsächlich aus dem Erdboden, und solche, die sie vorwiegend aus der Atmosphäre nehmen, führte dahin, daß man den Acker abwechselnd mit einer Pflanz- und Blattfrucht bebaute. Ein Brachfeld existirte nicht mehr. — Besonders die Wissenschaft lieferte durch ihre Fortschritte auf dem Gebiete der Chemie und Experimentalphysik bald Mittel und Wege, die natürlichen Schranken der Bodenfruchtbarkeit immer mehr zu erweitern. Dienebenher laufende Entwicklung der Transportmittel und Verkehrswege, die dadurch herbeigeführte Aufschließung neuer Märkte und Absatzgebiete machte jene Errungenschaften noch besonders rentabel für den Landwirth.

Inzwischen hat sich auch die Fruchtwechselwirtschaft überlebt. Je mehr der Großgrundbesitz im landwirthschaftlichen Betriebe die Oberhand gewinnt und je mehr land-

wirthschaftliche Versuchsanstellungen und Akademien ihr werthvolles Material in seinen Dienst stellen, um so entschiedener tritt die „freie Wirthschaft“ in den Vordergrund.

Was man unter diesem Betriebssystem versteht, sagt theilweise schon der Name. Für seine Anwendung ist nur noch die „freie“ Entschliebung der Produzenten oder besser: der Produzentenmarkt maßgebend. Es bezweckt unter Zuhilfenahme aller wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel die Ausbeutung des Ackerbodens nach der wirthschaftlichen Marktlage und auf Spekulation. Diejenigen Pflanz- oder Blattgewächse werden jetzt in möglichst großer Menge angebaut, welche augenblicklich Absatz und gute Preise haben. Die heutige Produktionsverschwendung des kapitalistischen Industriesystems findet in dem modernen landwirthschaftlichen Raubbau ihr Gegenbild. Trotzdem gehört die Zukunft der „freien Wirthschaft“ und das um so mehr, je weiter der ländliche Großbetrieb an allgemeiner Ausdehnung gewinnt. Nur der Großgrundbesitz ist auch in der Lage diese Betriebsweise anzuwenden und mit Erfolg durchzuführen, denn nur er verfügt über die enormen Kapitalien, welche die hierbei nothwendige künstliche Düngung, Bodenmelioration, Maschinerie, die Anschaffung eines bedeutenden lebenden und todtten Inventars u. s. w. erfordern.

Bei dem maßgebenden Einflusse, welchen Klima, Bodenbeschaffenheit, Bevölkerungsdichte u. a. auf die Ackerbauproduktion im Allgemeinen und die einzelnen Betriebssysteme im Besonderen ausüben, sind neben den erwähnten Wirthschaftsarten natürlich noch unendlich viel andere, mehr oder weniger verwandte, hergelaufen. Doch kommt dies für uns eben so wenig in Betracht, als etwa der Umstand, daß auf vielen Besitzungen noch heute die verschiedensten Systeme gleichzeitig Anwendung finden. Für uns handelt es sich nur darum, in großen Zügen die Umwälzungen darzustellen, die in dem Ackerbau vor sich gehen mußte, ehe er für das moderne spekulative Kapital ein geeignetes Ausbeutungsobjekt werden konnte.

Lange Zeit war das Kapital der Landwirtschaft gegenüber aus sehr erklärlichen Gründen kühl bis ans Herz geblieben. Was dort zu „holen“ war, erpreßte das Bucher- und Anlagkapital in Form von Hypothekenzinsen bis auf den letzten Tropfen. Eine Aenderung trat erst ein, als die bis dahin ausschließlich im Dienste des Industriekapitals thätig gewesene Wissenschaft ihren Einfluß auf die Ackerbauproduktion geltend machte.

Die glänzenden Resultate der modernen Naturwissenschaft und Technik mußten, wenn auch nicht sofort, so doch allmählich auch auf dem Lande ihre Kreise ziehen. Die primitiven, isolirten, nur für den Eigen- und Nachbarschaftsbedarf berechneten Bewirtschaftungsweisen von Grund und Boden wurden im Zeitalter des Dampfes, der Maschinen, Eisenbahnen, des Weltmarktes und der „freien Konkurrenz“ bald ein Ueberschuss.

Schon die ersten Anstöße der ausländischen Getreide- und Lebensmittellieferanten verlegten den Entscheidungskampf auf das Gebiet der Vertriebstechnik. Die Maschine war es, welche neben der Begünstigung durch jungfräulichen Boden, das Ausland und die fremden Erdtheile zu einer billigeren und rationelleren Ackerbauproduktion befähigte. Die alten Arbeitsinstrumente wurden unzulänglich, die wachsende Bevölkerung drängte nach Erweiterung der Produktemasse, die vervollkommeneten Verkehrswege überbrückten die Kluft, welche das platte Land bisher so lange von der großen Heerstraße der Kultur getrennt hatte.

Anfangs nahm man von der Wissenschaft, was sie von dem reichen Tische der Industrie abfallen ließ, aber nach und nach bildete sich die Agronomie zu einem selbständigen Zweige der Technik heraus. Und in demselben Maße wie dieser Werdeprouzess fortschritt, wurde auch das spekulative Kapital dem Landbau zugänglicher. Es kaufte immer neue Güter auf und vermehrte zudem seine Hypotheken auf den Grundbesitz.

Ebenso begannen die durch den Industrialismus erzeugten Umwälzungen der allgemeinen sozialen Verhältnisse auf das Land hinüberzuspülen. Die höheren Löhne der Industrie wirkten magnetisch auf das ländliche Proletariat. Das platte Land fing an, sich zu entvölkern, die Städte, als die Zentren der Industrie, wuchsen gewaltig. Die natürliche „Reservearmee“ des platten Landes schmolz zusammen und theilweise machte sich in den Zeiten der Saison hier ein Mangel an Arbeitskräften fühlbar.

Auch dieser Umstand, die industrielle Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkte, wirkte indirekt in gleicher Richtung wie die auswärtige Konkurrenz, sie drängte zur Anwendung der Maschine. Um die Arbeiter festzuhalten, mußte der ländliche Grundbesitz in die Lage zu kommen suchen, ebenfalls bessere Löhne zu zahlen. Dies konnte er nur durch Erhöhung der Produktivität der Arbeit, im vollsten Maße durch die Maschinenanwendung erreichen, welche zudem das beste Mittel war, die Kraft fehlender Arbeiter zu ersetzen.

Wenn das Agrarierthum sich den Anschein gab, als ob es dem Bezuge der Arbeitermassen lieber durch eine gesetzliche Beschränkung der Freizügigkeit Einhalt gethan sähe, so war ihm dies wohl nicht so ganz ernst, denn es wäre in diesem Falle in einen noch verderblicheren Konflikt auf dem Weltmarkte gekommen. Da man einen Proletarier nicht an die Scholle fesseln kann, sofern man ihn nicht auch, er mag Arbeit haben oder nicht, mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen versorgt, so wäre der

kapitalistische Grundbesitz dem Auslande gegenüber durch die Gesamtsumme seiner Arbeitslöhne ein für allemal in den Nachtheil gekommen. Das ganze Gerede über eine Anfassungmachung der ländlichen Arbeiterbevölkerung durch gesetzlichen Zwang ist eben nur Gerede; wolle man dasselbe in Wirklichkeit umsetzen, es wäre Selbstmord für die deutsche Landwirtschaft.

Ihre eigentliche Waffe, um der Konkurrenz des Auslandes zu trotzen, sollte die Maschine sein, in deren Ausnutzung die deutschen Großgrundbesitzer aber noch weit hinter den fündigen Yankee zurückblieben.

Der kleine Landwirth hat indessen selbst von der Maschinenanwendung nichts zu erhoffen; er ist nur deren nächstes Opfer. Nicht nur der Mangel an Geldkapital, sondern vor allem die Kleinheit des zu bebauenden Terrains ist Schuld daran. Um von der Maschinentechnik einen Nutzen zu haben, muß das Besitzthum nothwendig eine gewisse Größe haben. Auch werden Bodenmeliorationen erfordert, die enorme Kapitalien verschlingen und in vielen Fällen erst nach langen Jahren eine Verzinsung abwerfen.

Für den Großgrundbesitz aber liegt alle Hoffnung in der Maschine. Nicht nur soll sie ihm durch Verbilligung der Produktion auf dem Weltmarkte helfen, sie kann ihm auch im Kampf gegen den Arbeiter von großem Nutzen sein, denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß eine Erweiterung der landwirthschaftlichen Maschinenanwendung nicht nur in kurzer Zeit den „Arbeitermangel“ beseitigen, sondern auch eine beträchtliche „Reservearmee“ produziren würde.

Am vortheilhaftesten erweist sich die Maschine für ihren Anwender auch in der Landwirtschaft insofern, als sie die seit Alters her dort übliche Frauen- und Kinderarbeit nun erst zur rechten Geltung bringt. Weniger die Bedienung der Maschine durch Frauen- und Kinderhände kommt vorerst in Betracht, als jene unzähligen kleineren Arbeiten, welche eine landwirthschaftliche Maschinenkultur im Besonderen oder zur Voraussetzung hat, und die, durch kostspielige Männerhände ausgeführt, das Kapital bald verschleudern würden. Hauptächlich der zentralisirte Großbetrieb mit technischen Nebengewerben (Zucker-, Schnaps-, Stärkefabriken) findet hierbei seine Rechnung. Das Behalten der Feldfrüchte, Rübenziehen, Jäten von Unkraut, Stecken und Ernten von Knoll- und Wurzelfrüchten u. s. w. u. s. w. wird vorwiegend durch Kinder und Frauen besorgt.

Kurz, die Maschine ist auch im landwirthschaftlichen Betriebe ein vorzügliches Mittel, Mehrwerth zu erpressen, die Arbeiterklasse zu unterjochen, aber auch alle hergebrachten Produktions- und Gesellschaftsverhältnisse von Grund aus zu revolutioniren. Das so hoch gepriesene patriarchalische Arbeitsverhältniß weicht dem Lohnsystem, die Banden der patriarchalischen Ehe und Familie werden endgültig zerrissen.

Daß alle diese Umwälzungen noch verhältnißmäßig langsam vor sich gehen, liegt an der sehr beträchtlichen Verbreitung des Kleinbesitzes, der durch seine Bedürfnislosigkeit und Ueberarbeitung den Anprall der technischen Revolution bisher abgeschwächt hat. Je ungestümer jedoch die Tendenz zum landwirthschaftlichen Großbetriebe fortschreitet, um so rascher, plötzlicher und zugleich erbarmungsloser wird das zentralisirte Kapital einst seine letzten Konsequenzen ziehen.

Alle statistischen Erhebungen sprechen für den baldigen Untergang des kleinen Grundbesitzes. Er wird in kürzerer Zeit zusammenbrechen, als man gemeinhin annimmt.

Friedrich Nietzsche.

P. E. Wohl nichts beweist so sehr den Niedergang gerade des deutschen Bürgerthums als seine Gleichgültigkeit gegen jede Art geistigen Schaffens; selbst wenn, durch irgend welche besondere Verhältnisse begünstigt, eine irgendwie hervorragende Intelligenz sich in Deutschland entwickeln sollte — auf Anerkennung oder Beachtung von Seiten der deutschen Bourgeoisie hat sie nicht zu rechnen.

Friedrich Nietzsche hat dieses Loos gehabt. Wir Sozialdemokraten haben natürlich durchaus keinen Grund, uns für diesen Bourgeoisphilosophen zu erwärmen; für uns hat er lediglich ein symptomatisches Interesse; dieses Interesse ist aber sehr stark, sowohl was seine Persönlichkeit als solche, als auch seine Aufnahme von Seiten des Publikums betrifft.

Schopenhauer hatte viele Jünger des deutschen Kleinbürgers; er war ängstlich, egoistisch, engherzig, feige, verzagt und weisheitslos. Nietzsche aber hat gar keine Spur kleinbürgerlicher Engherzigkeit; er ist von offener Brutalität, von schrankenloser Freiheit, und sein Horizont wird nur begrenzt durch die Grenzen des allgemeinen Klasseninteresses.

Die bürgerliche Philosophie war in ihrem Anfange, als sie noch gegen die alte Gesellschaft ankämpfte, nothgedrungen mit einem moralischen Idealismus verbunden; als die Klasse dann zur Herrschaft kam und sich die Gegensätze zum Proletariat bemerkbar machten, erschraf sie und gerieth in eine trübselige Stimmung. Ganz befreit ist sie erst in Nietzsche; erst bei Nietzsche findet die Bourgeoisie ihren wahrhaften philosophischen Ausdruck; schamlos in ihrer ganzen Nacktheit, steht sie da und zeigt der Sonne ihre Glieder.

Freilich steht Nietzsche selbst seine Stellung anders auf; er stellt sich — wie er meint — in geradem Gegensatz zu den bürgerlichen Anschauungen und Interessen; während er sich nur im Gegensatz stellt zu den alten

Idealen, leeren Hülften, welche die Bourgeoisie noch aus ihren früheren geistigen Kämpfen überkommen hat. Er zertrümmert die Hülften, zeigt, wie leer sie waren, und setzt an die Stelle der alten Phrasen, bei denen man sich ja doch mit verständnisvollem Lächeln das Nöthige dachte, das, was man sich wirklich denkt, „man“, nämlich das Bürgerthum.

Nietsche nennt sich selbst einen „Umwerther aller Werthe.“ Die „Werthe“, die alten Ideale eben, welche längst inhaltlos geworden sind, werden „umgewerthet“, es wird der wirkliche Gedankeninhalt des Bürgerthums an ihre Stelle gesetzt.

Das zunächst liegende Gebiet war das der Moral; bei der Moral hat Nietsche sein Werk angefangen; leider ist er nicht weiter gekommen, denn mitten in seiner Thätigkeit wurde er von Wahnsinn befallen, und es ist fraglich, ob er je wieder gefunden wird.

Er versucht, eine historische Darstellung der Moral zu geben. Die gewöhnliche bürgerliche Moralphilosophie ist ja noch immer in den Bahnen befangen, daß ihre Vorstellungen, welche der bürgerlichen Existenz schmeicheln, „ewigen“, „allgemein gültigen“ Werth haben, und daß schon Adam und Eva sich gegenseitig Vorlesungen über Bentham und Stuart Mill gehalten haben. Mag man auch den Inhalt von Nietsches Moralgeschichte bezweifeln, jedenfalls ist anzuerkennen, daß er die historische Methode anwendet, wodurch indirekt natürlich die Weiterexistenz der bürgerlichen Philosophie bezweifelt wird: denn wenn man glaubt, daß sich die Dinge bis jetzt geschichtlich entwickelt haben, so muß man logisch auch glauben, daß sie sich von jetzt weiter entwickeln werden — wenn man keinen Sprung macht. Allerdings macht Nietsche einen Sprung, und zwar einen geradezu halbdreherischen, sein Klasseninteresse treibt ihn dazu.

Nietsche findet in der Geschichte eine Herren- und eine Sklavenmoral. Die Herrenmoral ist der Sittlichkeitskodex einer herrschenden Klasse, oder vielmehr, bei den Verhältnissen der Urvölker, einer herrschenden Klasse. Diese Klasse hat durch Bezwängung und Unterjochung der jetzt beherrschten Ureinwohner ihre Stellung erhalten; und was ihr „gut“ erscheint, werden daher die Charaktereigenschaften des Eroberers und Bezwingers sein: Energie, Muth, Brutalität, Erbarmungslosigkeit, Nichtachtung der Unterworfenen. Die Genossen der Klasse besitzen sämmtlich diese Eigenschaften; deshalb sind sie sämmtlich „gut“. Die Unterworfenen besitzen die entgegengesetzten Eigenschaften: sie sind feige, schwach, infolge ihrer gedrückten Lage mitleidig gegeneinander, duldsam, leidend. Den Herren erscheinen sie deswegen als gemein, plebejisch, „schlecht“.

Das ist die Herrenmoral. Die Sklaven betrachten die Sache von ihrem Standpunkte aus gerade umgekehrt. „Gut“ sind die Eigenschaften, welche sie besitzen: das Mitleiden, die Schwäche, die Geduld, Armuth, Krankheit, Elend; den Gegenjag dazu bildet Macht, Reichthum, Ehre, die Kraft zum Unterdrücken; aber das erscheint ihnen nicht als „schlecht“, als gemein und plebejisch, sondern als „böse“, als unmoralisch, gewissenlos.

Die Herrenmoral mit den Gegenjagen „gut — schlecht“, und die Sklavenmoral mit den Gegenjagen „gut — böse“ ringen nun mit einander.

Anschauungen und Charaktere vererben sich. Die Nachkommen des Sklaven behalten die Sklavenmoral und die Nachkommen des Herren behalten die Herrenmoral; und der Kampf der Moralen stellt sich auf diese Weise dar als ein Kampf der Klassen.

Die Herrenmoral wird zuerst besiegt im Judenthum und in dem aus ihm entsprungenen Christenthum. Hier

feiert zuerst die Sklavenmoral ihre Triumphe; hier werden die alten „Werthe umgewerthet“, an Stelle der antiken Herrenmoral wird die christliche Sklavenmoral gesetzt, alles Hohe, Große, Schöne, Mächtige, als böse und alles Niedrige, Leidende, Demüthigende und Häßliche als gut proklamirt. Durch das Germanenthum kam dann wieder eine neue Herrenrasse auf und in der Renaissancezeit gelangte die Herrenmoral noch einmal zur Herrschaft; aber auch hier siegte die Sklavenmoral endlich, und zwar diesmal in der Gestalt der Demokratie. In der französischen Revolution wurden dann endgültig alle Klassenunterschiede vermischt, indem die Reinheit des Blutes der Autokratie vernichtet wurde; und seit dieser Zeit macht die Sklavenmoral, als Demokratie, immer mehr Fortschritte.

Dem muß aber Einhalt geboten werden. In der Sklavenmoral ist ein entwicklungsfeindliches Prinzip zur Herrschaft gekommen. Dadurch, daß alles Große, Mächtige verpönt, alles Kleine, Mittelmäßige, Schwache, erhoben ist, findet die Zuchtwahl nach dem Prinzip des Letzteren statt, und das muß nothwendig die europäische Rasse immer mehr verschlechtern; die europäische Rasse ist infolge dessen in völligem Verfall begriffen. Dem kann nur ein Damm entgegengesetzt werden, indem man sich zusammenrafft, die Herrenmoral als neues Evangelium predigt und durch Predigen die „Werthe wieder umwerthet“, diesmal die Sklavenwerthe in Herrenwerthe. Und so predigt denn Nietsche die Moral des Hammers: seid brutal, seid hart, seid erbarmungslos, seid egoistisch, seid die ganze Welt als eure Domäne an und alle andern Menschen als die Schafe, die ihr scheeren sollt. Werdet hart, meine Brüder, werdet hart. So werdet ihr eine neue Herrenrasse züchten. — Und so kommt er dazu, Bismarck als Idealbild moralischer Vollkommenheit aufzustellen.

Die argen Fehler in der historischen Beweisführung werden einem materialistisch gebildeten Leser sofort aufgefallen sein; arge Fehler, welche natürlich nicht verhindern, daß eine Menge geistreicher Bemerkungen durch seine Schriften zerstreut sind und daß man trotz allem sehr viel von ihm lernen kann. Allein darauf kommt es ja nicht an. Wie bei jeder Philosophie, so ist auch bei der Philosophie Nietsches das Resultat das Erste und Hauptsächliche, die Begründung oder Deduktion das nebensächliche Moment.

Klarer und klarer hat sich die Philosophie des Bürgerthums wohl noch nie gezeigt. Hier giebt es sich sans phrase. „Wir sind uns Selbstzweck. Wir sind eine selbstherrliche Kaste. Die Uebrigen sind nur unsertwegen da; das Volk ist der nährende, wärmende Dünger, aus dem wir als Mistbeepflanzen aufwachsen. Mögen die Andern bluten und sich schinden — sie thun es für uns und das ist gut, das ist ihr Zweck.“

Sollte man nicht meinen, daß einem Philosophen mit solchen Lehren die ganze Bourgeoisie zuzuhören müßte, daß sie seine Worte verschlingen müßte, daß sie ihn mit ihren höchsten Ehren belohnen müßte? Man denke sich: Ein Mann, der sie selbst und ihre ganze Existenz philosophisch verklärt und der ihre unverkämteste Unverschämtheit mit einer leuchtenden Gloriole verzieht!

Nietsche hat deutsch geschrieben und ist ein Deutscher; aber die deutsche Bourgeoisie weiß gar nichts von ihm, sie hat ihn nie gelesen, ihren Propheten, ihren Evangelisten kennt sie nicht einmal dem Namen nach!

In den nordischen Ländern mit ihrer größeren geistigen Bewegung hat er indessen Anklang gefunden; und die nordische Begeisterung wird ihn ja wohl auch endlich bei uns in Mode bringen.

Der Verein „Freie Volksbühne“

ist durch zwei große Volksversammlungen begründet worden. Er hat die Aufgabe, dem Volke die moderne Poesie vorzuführen und will diese Aufgabe erfüllen durch Darstellungen von Dramen, die von Wahrsichtigkeit erfüllt sind, durch Vorlesungen und erläuternde Vorträge. Die Mitgliedschaft des Vereins können Männer und Frauen erwerben. In jedem Wintermonat findet für jedes Mitglied eine Vorstellung in einem hiesigen Theater durch Berufsschauspieler statt.

Die Beiträge werden durch **Selbstbeiträge** bestimmt, doch muß das Einschreibegeld mindestens 1 Mk., der Monatsbeitrag für die Monate Oktober bis März inkl. mindestens 50 Pf., für die Sommermonate mindestens 25 Pf. betragen.

Die Damen und Herren, die sich bereits ohne Zahlung des Einschreibegeldes zur Aufnahme gemeldet haben, müssen sich, um die Mitgliedschaft zu erwerben, nochmals in einer der unterzeichneten Zahlstellen einschreiben lassen.

Jedes Mitglied muß bis zum 7. September den Beitrag für den laufenden Monat bei einer der Zahlstellen entrichten, widrigenfalls seine Mitgliedschaft von selbst erlischt.

Die ersten Schritte der Thätigkeit des Vereins sind gethan. Durch Vertrag vom 1. September ist das Ostend-Theater für eine Reihe von Vorstellungen gemiethet worden, ebenso ist eine Zahl von Schauspielern, die dem Verein für seine Vorstellungen, die des Sonntags Nachmittags stattfinden, zur Verfügung stehen, gesichert. Im September findet noch keine Aufführung statt, dagegen wird der Verein Anfang nächster Woche im Konzerthaus Sanssouci einen Dclamationsabend veranstalten. Ein guter Schauspieler wird da eine Reihe von Dichtungen — in Poesie wie Prosa — vortragen.

Berlin ist die erste Stadt, die eine Bildungsstätte des Volks, wie sie unsere bedeutendsten Geister gewünscht haben, besitzt, eine Bildungsstätte, die aus der Mitte des Volks hervorgegangen ist.

Jetzt müssen alle vorgeschrittenen Elemente dafür Sorge tragen, daß dieses Institut erhalten wird und durch seine Mitgliederzahl zeigt, wie stark das Streben nach Wissen, nach Bildung ist.

Der Unterzeichnete bittet alle diejenigen, die die Mitgliedschaft erwerben wollen, nicht zu warten, sondern durch zahlreichen, sofortigen Eintritt ihre Sympathie mit den Bestrebungen der „Freien Volksbühne“ kundzugeben.

Der Vorstand der „Freien Volksbühne“.

J. A.: Julius Tiert, C., Grenadierstr. 11.

Die Zahlstellen des Vereins sind:

1. Albert Auerbach, Schuhwaaren-Geschäft, Kottbusser Damm 7.
2. Gottfried Schulz, Zigarrenhandlung, Admiralsstr. 40a.
3. Ernst Krudt, Zigarrenhandlung, Staligerstr. 107.
4. Wilhelm Dörner, Zigarrenfabrik, Ritterstr. 108.
5. Adolph Lange, Restaurateur, Fährbringerstr. 22.
6. Otto Antrid, Zigarrenfabrik, Steinmehstr. 60.
7. Fritz Weber, Restaurateur, Frobenstr. 35.
8. Fritz Bosh, Zigarrenhandlung, Birkenstr. 59 (Roabit).
9. August Dünge, Zigarrenhandlung, Pantstr. 14a.
10. Wwe. Alara Hasenclever, Zigarrenhandlung, Chausseestr. 49/50.
11. Albert Tieg, Zigarrenhandlung, Javalidenstr. 124.
12. Wwe. Hasenclever, Zigarrenhandlung, Brunnenstr. 122.
13. Karl Lehmann, Zigarrenhandlung, Brunnenstr. 83.
14. Adolph Rehr, Dufabrikant, Köpnickstr. 126.
15. Hermann Grashold, Materialwaaren-Geschäft, Ballisadenstr. 59.
16. Franz Niemeier, Zigarrenhandlung, Weberstr. 19.
17. Konrad Engel, Buchbinderei, Chorinerstr. 9.
18. H. Vaginoff, Buchhandlung, Dresdenstr. 52/53 (Passage).
19. Alex. A. Dohs, Lindenstr. 59.

W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendt.)

Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Vertheil der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und Abendtisch.

Vorzügliches Weiß- und Vairisch-Bier. 2 Billards. — Saal zu Versammlungen. Fernsprech-Anschluß. Amt No. Nr. 578.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Restaurant.

Internationales Weiß- und Vairisch-Bier-Local.

Rennthaler.

Grünzeer-Strasse Nr. 1.

Mülheim a. Rh.

Abonnements auf die „Berliner Volks-Erbinne“, „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, „Wahren Jakob“, „Deutscher Bauernkrieg“, „Geschichte der Erde“ und alle Schriften von J. H. W. Dieß in Stuttgart, nimmt entgegen und besorgt pünktlich in's Haus

Josef Alferding,

Mülheim a. Rh., Danzigerstraße 51.

Cigarren-Tabake

reichhaltiges Lager

VON

O. Klein, Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gürtler und Bronceure (E. H. 60.)

Zur Beachtung!

Der letzte Halbjahrgang der „Volkstribüne“ (die Nummern von Januar bis 1. Juli 1890 enthaltend), ist in mehreren gut erhaltenen und vollständigen Exemplaren von der Expedition unseres Blattes, Elisabeth-Ufer 55, zu beziehen. — Der Preis des ungebundenen Exemplars beträgt 1,50 Mk.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

VON

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle, verkauft jetzt sämmtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Freunden, Bekannten und Genossen empfehle mein langjähriges

Herren- und Knaben-Garderoben-Geschäft

auch halte stets ein großes Stoff-Lager zu Bestellungen nach Maas, welche in eigener Werkstatt angefertigt werden.

Für guten Sitz wird garantirt.

J. Sax

1. Geschäft: Köpnickstr. 127 (nahe der Adalbertstraße).
2. Geschäft: Drangelstr. 44 (Gde Lübbenerstraße).

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

VON

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1, (in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.

Doppelbündelige Vorderkränze von 50 Pf. an. Topfpflanzen, Bouquets ic. gut u. billig.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldtthain.

Luckenwalde.

Freunden und Genossen empfehle meine Werkstatt für Bilder-Einrahmung jeder Art.

Gustav Rothenstein

Karlstraße 9.

Schuh- und Stiefel-Lager

eigener Fabrik empfehle

A. Manthey, Linienstraße 245, nahe der Neuen Königsstr.

Der Arbeits-Nachweis

der

Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Naumannstr. 78, im Restaurant Winkler. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.